

3/4
MÄRZ/APRIL
1963

WERKZEITSCHRIFT
FÜR RUHRSTAHL
G. NUR FÜR DIE
BETRIEBSANGE-
HÖRIGEN • L 5991 E

RUHRSTAHL





Randbemerkung

Frühjahrmüdigkeit

Wenn auch der Frühling dieses Jahr etwas lange auf sich warten ließ, die Frühjahrmüdigkeit war pünktlich. Wer jemals von dem plötzlichen, absolut unwiderstehlichen Drang, herzhaft zu gähnen, ergriffen worden ist, dem werden die Worte Kaiser Wilhelms II. über die Frühjahrmüdigkeit: „Ich habe keine Zeit zum Gähnen“, völlig unverständlich bleiben. Keinesfalls sollen mit diesem Zitat auch noch so beschäftigte Mitarbeiter so eingeschüchtert werden, daß sie ein Gähnen unterdrücken. Schließlich verbessert intensives Gähnen die Versorgung des Blutes mit Sauerstoff, und wir meinen, es sei immer noch besser, unter Gähnen „da“ – als ohne Gähnen geistig „leicht weggetreten“ zu sein.

Foto: Hans Ahlborn

Ist Ruhe die erste Bürgerpflicht?

Am 17. Oktober 1806, drei Tage nach der Schlacht bei Jena und Auerstedt, erließ der damalige Gouverneur von Berlin, Graf von der Schulenburg-Kehnert, eine amtliche Bekanntmachung, die historische Bedeutung erlangte: „Der König hat eine Bataille verloren. Jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht. Ich fordere die Einwohner Berlins dazu auf. Der König und seine Brüder leben.“

Man muß sich die damalige Situation vergegenwärtigen, um den ganzen Widersinn dieses Aufrufes zu verstehen. Die preußischen Truppen waren bei Jena und Auerstedt so vernichtend von Napoleon geschlagen, daß Preußen dem Feinde offenstand, der Bestand des Staates aufs höchste gefährdet war. Eine Woche später waren die Franzosen in Berlin. Die Versicherung „Der König und seine Brüder leben“ stimmte, aber Prinz Louis Ferdinand, der Liebling des Volkes, war in jener Schlacht gefallen. Das einzige jedoch, was in diesem Augenblick existierte, war die behördliche Sorge um unerwünschte politische Demonstrationen. Anstatt die gesunkenen Hoffnungen zu beleben, zum Aufrufen der letzten Kräfte aufzurufen, wurde der Staatsbürger in seelenloser Amtssprache informiert und angewiesen, sich ruhig zu verhalten – was er dann auch getreulich tat.

Damals wurde der Bürger autoritär regiert, heute haben wir eine Regierungsform, bei der „alle Gewalt vom Volke ausgeht“. Der Aufruf des Gouverneurs von Berlin jedoch scheint in unserem Volke lebendig geblieben zu sein. Weit verbreitet ist die Meinung, daß nur ein ruhiger Bürger ein guter Bürger sei.

Den Gegenpol zu dieser Einstellung bildet eine Zeitungsanzeige, die eine amerikanische Versicherungsgesellschaft, die „Nationwide Mutual

Insurance Company“ in Columbus, Ohio, überall in den Vereinigten Staaten erscheinen ließ. Das Inserat zeigt das Bild eines gelangweilt dreinblickenden Durchschnittsbürgers. Darunter ist zu lesen: „Das ist einer von den Stillen. Nie beteiligt er sich am Gespräch über eine Streitfrage. Niemals kocht er so über, daß er einen Leserbrief an seine Heimatzeitung schreiben muß. Auch an seinen Abgeordneten hat er noch nie geschrieben. Er ist so ruhig und ausgeglichen wie eine Muschel. Aber weil er niemanden verletzt, verletzt er die Demokratie.“

Wie kann Demokratie funktionieren, wenn wir alle so wie er mit unseren Meinungen hinter dem Berg halten, mit unseren Ideen, unserer Kritik? Die Stimmabgabe am Wahltag ist nur ein Teil der bürgerlichen Pflichten. Aktive Teilnahme an den Maßnahmen der Regierung, an der Gesellschaft und an der wirtschaftlichen Entwicklung gehört zu den Verantwortlichkeiten, die jedem einzelnen von uns aufgetragen sind. Das Sorgenkind, der allzu Schweigsame, versteht das nicht. In seiner Anbetung von Gesetz und Ordnung wagt er es niemals, ein unbefriedigendes Gesetz in Frage zu stellen, vermag er Ordnung nicht von Stillstand zu unterscheiden. Er ist ein Apostel des gesellschaftlichen Verfalls, nicht der Demokratie.“ (Zitiert nach „Skald“, WZ der Hartmann & Braun AG.)

Die Einstellungen „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ und „Der Ruhige ist ein Apostel des gesellschaftlichen Verfalls“ trennen Welten. Vielleicht tendieren wir Deutschen mehr zur Wertschätzung der Ruhe als erster Bürgerpflicht als Nationen mit jahrhundertealten demokratischen Traditionen. So ist das Leben eines Menschen „der nicht Ruhe hält“ nicht frei von persönlichen Risiken. Schnell gerät er in den Ruf eines Querulanten oder Unruhestifters. Das kann in der Schule beginnen, sich im Berufsleben, in der Politik fortsetzen.

In einer Gemeinschaft, die Ruhe als die erste Bürgerpflicht ansieht, herrscht die Grabesstille eines Friedhofes, wird Meinung zur Institution. Aus der Begegnung zweier Meinungen wird

ein Stellungskrieg ohne Bewegung, ohne Annäherung, ohne Austausch. Um den Preis der Bequemlichkeit stirbt die Entwicklung. Und ohne Entwicklung gibt es keinen Fortschritt. Deshalb ist der „Ruhige“ ein Apostel des gesellschaftlichen Verfalls.

Gewiß sind uns weder von politischer noch von anderer Seite große Ermunterungen zuteil geworden, uns aus unserer Reserve herauszuheben. Aber müssen wir denn immer mit unseren Aktivitäten warten, bis wir dazu aufgefordert werden? Der französische Ministerpräsident Georges Clemenceau sagte nach dem ersten Weltkrieg, der Krieg sei eine zu ernste Sache, als daß man ihn Generalen überlassen könne. Abgewandelt hieße das, unser Staat ist eine zu bedeutende Sache, als daß man seine Gestaltung allein den Institutionen überlassen könnte.

Und diese Gestaltung fängt bei uns selbst an. Voraussetzung ist, daß wir uns eine eigene Meinung bilden, daß wir den Mut haben, sie zu äußern. Genauso aber gehört dazu, daß wir die Toleranz entwickeln, eine andere Meinung anzuhören. Und wenn zwei verschiedene Meinungen aufeinanderstoßen? Probleme werden nicht aus der Welt geschafft, indem man sie totschweigt. Sprechen wir miteinander. Wer die besseren Argumente hat, kann den anderen überzeugen. Und wenn nicht, dann kann er aus den Argumenten des anderen lernen, die eigene Sicht zu erweitern. Ein Gewinn ist ein faires Gespräch in jedem Fall.

Haben wir also den Mut, unbequem zu sein, haben wir den Mut, ohne „Koalitionszwang“ zu denken, haben wir den Mut, tolerant zu sein, Meinungen anzuerkennen, auch wenn sie nicht in unsere Richtung passen. Haben wir den Mut, unsere Meinung zu ändern, ehe sie zum Dogma wird, haben wir den Mut, zwischen Gegnern in der Sache Brücken menschlichen Verständnisses zu schlagen. Wir verlieren nichts dabei, aber wir gewinnen eine lebendige Gemeinschaft, im kleinen wie im großen.

Hans Ahlborn

Das Wort „Winter“ kann man nachgerade nicht mehr hören. Der Winter meinte es aber auch etwas zu gut dieses Jahr: mehr als 70 Frosttage lang; keinen Tag konnte man die Zeitung aufschlagen, das Radio andrehen, ohne daß vom Winter die Rede war. Und fast alles war unerfreulich. Wir hatten chronisch kalte Füße, Schnupfen, Grippe, Sorgen mit Kohlen und Öl, das Gemüse wurde teurer, Blumen fast unerschwinglich, und den Hühnern scheint bei der Kälte die Lust zum Eierlegen verlorengegangen zu sein. Jedenfalls machte sich der Winter in den Budgets der meisten Haushalte ungut bemerkbar und fraß so manche Urlaubsmark vorzeitig.

Was jeder einzelne an seinem Haushalt spürte, trifft auch auf unser Unternehmen zu, wenn sich auch die Mehrbelastung nicht in genau aufgeschlüsselten Zahlen angeben läßt. Sicher ist jedoch, daß der ungewöhnlich harte Winter allein auf der Henrichshütte Mehrbelastungen und Schäden in der Größenordnung von einigen hunderttausend Mark verursachte.

Diese witterungsbedingten Schwierigkeiten sind jedoch Bagatellen gegen die allgemeinen Sorgen der Stahlindustrie, für die eine Zeitung die treffende Formulierung „Würgegriff der Kosten“ fand. Die Besorgnis, durch steigende Kosten in der Wettbewerbsfähigkeit gegenüber der vordringenden Auslandskonkurrenz an Boden zu verlieren, wird in der Stahlindustrie noch durch manche Wettbewerbsverzerrungen und Flauten im Auftragseingang erhöht. Ein Teil unserer Mitarbeiter hat diese Schwierigkeiten an eigenen Leib in Gestalt von verkürzter oder gar Kurzarbeit zu spüren bekommen. Zwar hat sich die Lage für einen Teil unserer Mitarbeiter wieder gebessert, die allgemeinen Sorgen in der Stahlindustrie sind aber nach wie vor beträchtlich. Was ist zu tun? Hauptsorge ist die Erhaltung der Wettbewerbsfähigkeit, hängt doch davon letzten Endes die Sicherheit der Arbeitsplätze unserer Mitarbeiter ab. Die Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Stahlindustrie ist allein eine Frage der Kosten. Also gilt es, Kosten zu senken. Nach Lage der Dinge kann das auch in der Wirtschaft nicht anders funktionieren als in einem Privathaushalt: durch Sparen.

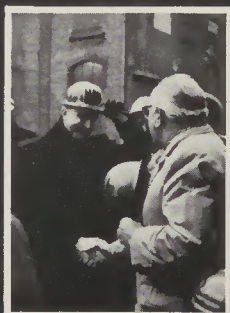
Sparen kann ein Unternehmen, indem es rationalisiert, alle Kosten daraufhin überprüft, wie sie gesenkt werden können. Hilft alles nichts, dann bleibt nur die Konsequenz, den Bestand an Mitarbeitern der Wirtschaftslage anzupassen und Entlassungen vorzunehmen. Ob es dazu in größerem Umfang kommen wird, läßt sich nicht absehen, sicher ist jedoch, daß die Stahlindustrie nichts von dem „guten Wirtschaftsjahr 1963“ am Horizont entdecken kann, das Bundesbank und Gewerkschaften in seltener Einmütigkeit prophezeit haben. Sparen kann aber auch jeder einzelne Mitarbeiter an seinem Arbeitsplatz, von seinem Verantwortungsgefühl hängt letzten Endes der Erfolg aller Versuche einer Unternehmensleitung, Kosten zu senken, ab. Die beste Methode zu sparen ist immer noch die einfachste: Man braucht an seinem Arbeitsplatz nur die gleichen Prinzipien der Verantwortlichkeit wie bei seiner privaten Haushaltsführung anzuwenden. Im privaten Bereich wird man sich bei jeder Ausgabe überlegen, ob sie sinnvoll und nötig ist. Und vielleicht sollten wir auch mit gesundem Egoismus daran denken, daß wir letztlich nicht „für das Unternehmen“, sondern auch für die Sicherung unseres Arbeitsplatzes sparen. Wie gesagt, ein leidiges Thema, leider wird es jedoch nicht dadurch gelöst, daß man nicht darüber spricht.

Hans Ahlborn

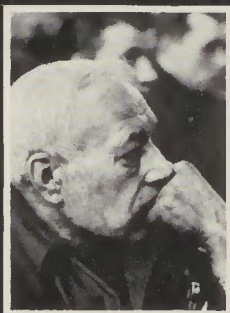
Wir bitten unsere Leser um Entschuldigung, daß sie die Märznummer der Werkzeitschrift nicht zur gewohnten Zeit erhielten. Eine längere Erkrankung des Redakteurs der Werkzeitschrift machte die Zusammenlegung der Ausgaben 3 und 4 zu einer erweiterten Doppelnummer notwendig. Die Mai-Ausgabe der Werkzeitschrift (5/63) wird wieder im normalen Turnus (also Ende Mai) erscheinen.
Die Red.

Inhalt

- Seite 2
Ist Ruhe die erste Bürgerpflicht?
- Seite 3
Leidige Themen
- Seite 4-9
Reportage: Werksbesucher
- Seite 10-12
**Brackwede:
Lebendige Betriebsversammlung**
- Seite 13
Die standesgemäße Krankheit
- Seite 14
Atomzerfall — Zeituhr der Urzeit
- Seite 15
**Warum degenerierten
die Dinosaurier?**
- Seite 16
Mein Vetter Dikran, der Redner
- Seite 17
Wie läßt sich Lohnsteuer sparen?
- Seite 18/19
**Annen: Stählerner „Lindwurm“
kroch über die Autobahn**
- Seite 20/21
80 km Nonstop ins Münsterland
- Seite 22/23
**Brackwede:
Gebesserte Unfallsituation**
- Werksarzt:
Überwachungsuntersuchungen
- Seite 24/25
Wann wagt Bochum etwas?
- Beilage zu diesem Heft:
Die kleine Ruhrstahl-Zeitung



Alljährlich werden einige Tausend Werksbesucher durch die wichtigsten Betriebe der Henrichshütte geschleust, um ihnen einen Eindruck von der Arbeit und den Erzeugnissen des Werkes zu vermitteln. In unserer Bildreportage auf den Seiten 4-9 haben wir einige Perspektiven aufgezeigt, die von den Besuchern meistens nicht gesehen werden, obwohl sie an ihrem Wege liegen.



Verschiedene betriebliche Faktoren summieren sich in Brackwede fast stets zu besonders interessanten Betriebsversammlungen, zu großer Diskutierfreudigkeit. Der Betriebsversammlung vom 13. Februar haben wir aber nicht nur aus diesen Gründen die Seiten 10-12 gewidmet, sondern auch deshalb, weil ihr Inhalt die Mitarbeiter auch der anderen Ruhrstahl-Werke interessieren könnte.



Diese Aufnahme entstand am 2. März um 7.10 Uhr auf der Polizeiwache in Witten-Annen: Der Mitarbeiter des Annener Gussstahlwerkes, Richard Wiertz, läßt sich von einem Polizeibeamten den Start zu seinem 80-km-Marsch bestätigen. Über dieses Unternehmen im Stile der „Kennedy-Gewaltmärsche“, das 13 Stunden 15 Minuten dauerte, berichten wir auf den S. 20/21.

Titelfoto

Ein stählerner „Lindwurm“ aus Annen

Nahezu alle Benutzer der Autobahn Kamener Kreuz-Leverkusen verminderten am 21. Februar in der Nähe der Autobahnauffahrt Schwerte ihre Geschwindigkeit, um ein ungewöhnliches Bild zu erschauen, das sich ihnen auf einem Autobahn-Parkplatz bot. Drei Autokrane der Wittener Firma Rosenkranz luden eine vom Annener Gussstahlwerk hergestellte „Kolonne“ von Panzertrailern auf einen Spezialtieflader um (unser Titelfoto). Der Transport, der gegen 22 Uhr am Vortage begonnen hatte, erreichte am Montag, dem 25. Februar, seinen Bestimmungsort, die Baustelle der Caltex-Ölgesellschaft bei Kelsterbach in der Nähe von Frankfurt. Einen Bericht über diesen ungewöhnlichen Transport und Fotos von einigen seiner Etappen finden Sie auf den Seiten 18/19.

Foto: Ahlborn



Herausgeber: Ruhrstahl AG, Witten · Redaktion: Dipl.-Volkswirt Helko Philipp, Witten-Annen, Stockumer Straße 28, Tel. 6911, Nebenanschluß 74 34/74 32 · Fotos: Werkzeitschrift Ahlborn (40); Chr. Berghüser (12); Schönefeld (1) · Illustrationen: Siebeck (1); Hicks (1); Archiv (2) · Klischees: Proll & Co. OHG, Bochum · Druck: C. Hundt sel. Wwe., Hattingen (Ruhr) · Auflage: 19000 · Kostenlose Abgabe an die Betriebsangehörigen · Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.



Werksbesucher

Tausende technischer Experten und Laien besuchen alljährlich die Henrichshütte. Für das Echo der Hütte in der Öffentlichkeit ist der Eindruck eines jeden von ihnen bedeutsam. — In unserem Bildbericht zeigen wir einiges von dem, was zwar am Wege des üblichen „Besucherweges“ liegt, von den Besuchern in dieser Perspektive aber selten oder nie gesehen wird

Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht mehrere „Besuchergruppen“ die Werksanlagen der Henrichshütte „besichtigen“. Wir setzen das Wort „besichtigen“ bewußt in Anführungszeichen, weil ein Großteil der Besuchergruppen von der Sache her wenig oder nichts von den eng verzahnten, vielfach voneinander abhängigen Funktionen eines gemischten Hüttenwerks von den Ausmaßen unserer Henrichshütte versteht.

Die Schülergruppen, Sozialsekretäre, Offiziersanwärter der Bundeswehr, die Studenten technischer Hochschulen in den Anfangssemestern, die über die IG Metall oder den DGB vermittelten ausländischen Jugendgruppen u. a., werden auf dem seit langem zur Routine gewordenen „Besucherpfad“ Hochofenbetrieb, Stahlwerk, Preß- und Hammerwerk, Bearbeitungswerkstatt 1, 6 und 7 und schließlich

Walzwerk entlanggeführt. Wohl erhalten sie technische Erläuterungen, aber mangels technischer Kenntnisse gelingt den Besuchern selten mehr als ein oberflächlicher, wenngleich auch höchst beeindruckter Blick auf die Anlagen, die sich in verschiedenen Betrieben vor ihnen in geradezu monumentaler Größe aufrichten — denken wir nur an die 6000-t-Pressen, das Walzgerüst der Quartostraße oder die „Europa-Drehbank“. Doch mehr als von Betriebs-„Rundgang“ kann hier wohl kaum gesprochen werden.

Doch es ist auch nicht Sinn und Zweck, derartigen Besuchergruppen mehr zu vermitteln als eben nur einen Eindruck dessen, was man unter dem Begriff „Großindustrie“ zusammenfassen kann. Wer will von technischen Laien erwarten, daß sie nach einem zweistündigen Betriebsrundgang technische Einzelheiten begreifen, geschweige denn in sich verarbeitet haben? Doch diese Besucher — gleichgültig ob es sich um Schüler handelt oder Bundeswehrsoldaten — nehmen etwas anderes mit, das uns viel wertvoller erscheint als die Kenntnis technischer Details: die mehr oder minder nebel-

Hochofenabstich: Welcher Besucher schaut während des Abstichs einmal unter die Ofenbühne



... eine Kopfdrehung würde genügen

hafte Vorstellung, die sich für sie bislang mit dem dehnbaren und anonymen Begriff „Industrie“ verband, hat für sie nach einem solchen Rundgang Gestalt gewonnen, konkretisiert sich jetzt für sie zu Menschen und Maschinen, zu Hitze und Lärm in weiträumigen Betrieben. Sie haben einen Eindruck gewonnen von der Härte der Arbeit in einem Industriebetrieb ebenso wie von den Möglichkeiten des technischen Fortschritts. Das alles einmal erlebt – sagen wir ruhig „besichtigt“ – zu haben, kann für sie und ihre so anders geartete Alltagswelt nur ein Gewinn sein.

*

Kenntnisreicher und damit anspruchsvoller sind natürlich jene Besuchergruppen – auch sie sind recht zahlreich –, die sich aus Betriebsleitern, Meistern oder sonstigen Technikern benachbarter oder befreundeter Firmen zusammensetzen. Oder denken wir an die Studenten der Eisenhüttenkunde in fortgeschrittenen Semestern, an die Absolventen der Ingenieurschulen, der Fortbildungslehrgänge für Meister usw. Hier bedeuten die Betriebsrundgänge schon nicht mehr nur „Besichtigung“, sondern praktischen Anschauungsunterricht in Ergänzung zur Schultheorie. Diese Gruppen werden – entsprechend ihrer Zusammensetzung – manche Betriebe besuchen, die nicht im



▼ Hochofenarbeiter: Arbeit in der Hitze des Eisenflusses

▲ Hochofenbesucher: Betrachtung aus sicherer Entfernung





▲ Tele-Perspektive: E-Ofen-Abstich

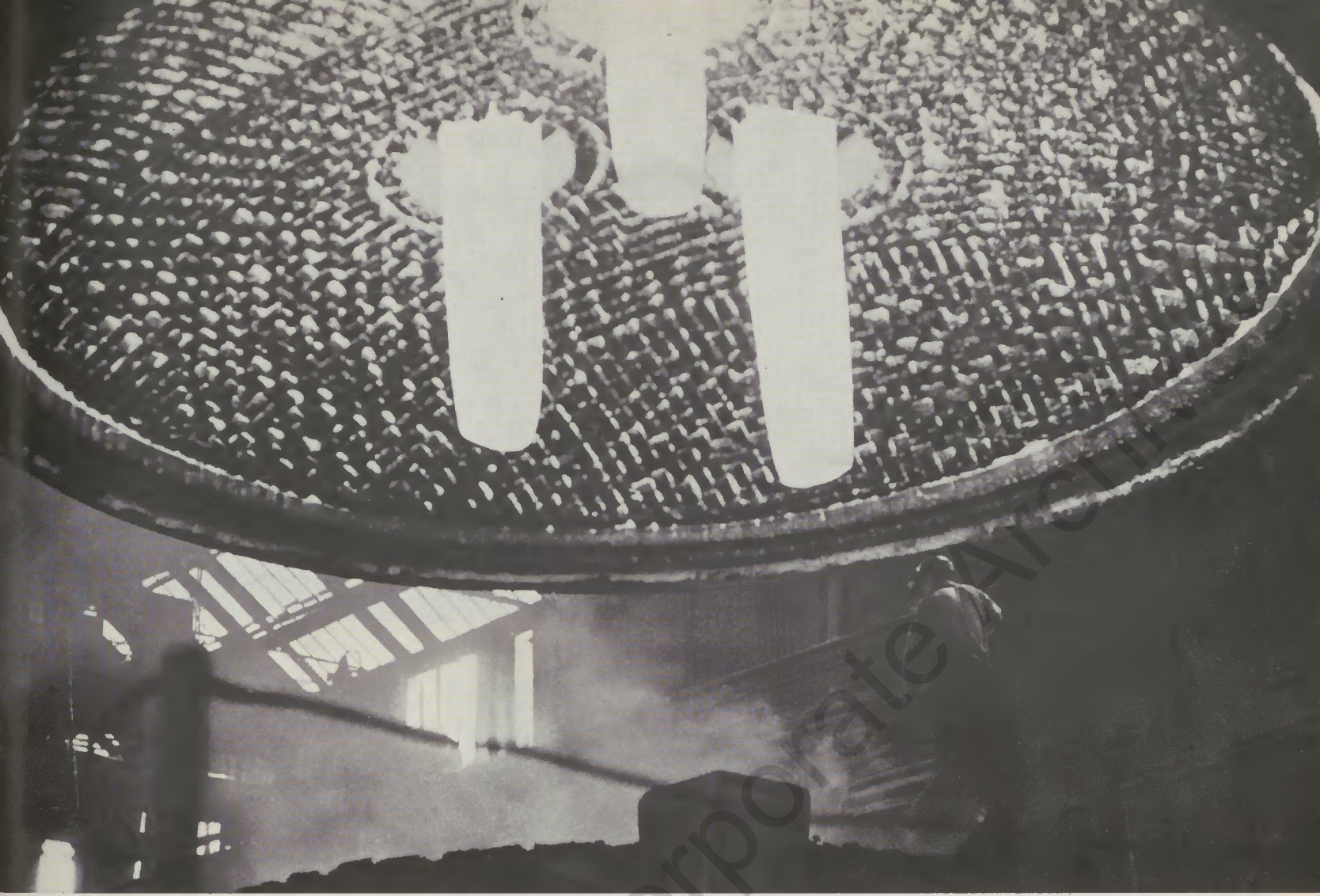


▲ Fast nur nachts: Strippen großer Blöcke



▲ Arbeiter-Perspektive: Besucher im Stahlwerk





Welcher Besucher sieht den Stahlwerker richtig ▼



Geöffneter Elektro-Ofen: fotografieren, aber für den Besucher selten zu sehen

üblichen „Betriebsrundgang“ vorgesehen sind, etwa die Gießereibetriebe, die Versuchsanstalt, den Radsatzbau, die Vergütungsbetriebe u. ä. Hier wird sich stets ein fachliches Gespräch zwischen den Besuchern und den Hütteningenieuren entspinnen, das oft den Rahmen der zeitlich begrenzten Rundgänge zu sprengen droht.

Übrigens sind wir überzeugt davon, daß die Mitglieder technisch „vorbelasteter“ Besuchergruppen manches von dem sehen, was wir in unserer Bildreportage als „am Wege liegend und dennoch nicht gesehen“ aufgezeigt haben. Ihr Interesse geht über das „Eindrucksammeln“ hinaus, erschöpft sich nicht nur im offiziell Gezeigten. Sie blicken den Dingen möglichst auf den Grund.

*

Schließlich sei aber noch eine Besucherkategorie zu erwähnen, die zwar seltener auftritt, aber wenn, dann mit dem sprichwörtlichen „großen Bahnhof“, wobei natürlich die Größe des „Bahnhofs“ zur Bedeutung des Besuchs ins Verhältnis zu setzen ist. Wenn die Werksleitung oder gar Mitglieder des Ruhrstahl-Vorstandes die Führung durch die Betriebe übernehmen, dann handelt es sich bei den Besuchern um – wie man im amerikanischen Sprachgebrauch so treffend sagt – „very important persons“, kurz VIP genannt, zu deutsch: sehr wichtige Persönlichkeiten.

Unsere Hüttenmänner haben in den zurückliegenden Jahren manche Besuchergruppe an sich vorüberziehen sehen, an deren Spitze sich eine solche VIP befand: da war 1961 der pakistanische Staatspräsident Ajub Khan, da waren Wirtschaftsminister und Finanzminister – nicht nur aus dem westlichen Ausland oder den Ostblockstaaten, sondern auch mancher Minister aus Südamerika, aus dem Orient oder den jungen afrikanischen Staaten, die im Rahmen der Entwicklungshilfe Informations-

reisen durch westdeutsche Industrieunternehmen durchführten.

Auch die Besuche etwa des FDP-Chefs Dr. Mende oder des SPD-Chefs Ollenhauer gehören in die Kategorie der VIP-Besuche. Was das Parlament in Bonn in bezug auf die wirtschafts- und sozialpolitische Gesetzgebung unternimmt, kann uns nicht gleichgültig sein. Wenn sich die verantwortlichen Politiker an Ort und Stelle Eindrücke von der Welt der Industrie verschaffen, kann dies nur von Nutzen nicht nur für die Gesetzgeber, sondern auch für uns, die Industrie, sein.

Indes, auch diese „sehr wichtigen Persönlichkeiten“ vermögen nur in den seltensten Fällen mehr von einem Hüttenbesuch mit nach Hause zu nehmen als einen umfassenden, im allgemeinen zudem recht strapaziösen Eindruck. Wichtiger als der optische Eindruck ist für sie zumeist das Gespräch mit den Verantwortlichen der Hütte oder der Ruhrstahl über Liefermöglichkeiten oder bestimmte Probleme, die den Anlaß zu dem Hüttenbesuch boten.

Aber eine VIP reist nie allein. Sie tritt stets als Führer einer Delegation von Experten auf. Und diese Experten sind während der Betriebsrundgänge die Augen und Ohren ihres Delegationsleiters. Sie fragen und notieren – Besucher aus dem Fernen Osten verlegen sich häufig genug noch aufs Fotografieren –, daß den Betriebsingenieuren manchmal himmelangst wird. Später, in der Heimat, ergeben die Notizen fein säuberlich geschriebene Berichte, Unterlagen, die dem Delegationsführer, der vielbeschäftigten VIP (die meistens ein von technischen Kenntnissen unbelasteter Politiker ist), all das an Kenntnissen und Einsichten über das besichtigte Werk vermitteln, was er – während des Rundgangs ständig in Gespräche mit Werksleitern und Vorstandsmitgliedern vertieft – nur mit halbem Auge hat erfassen können. Schließlich ist es auch nicht ihres Amtes, den



An der 6000-t-Press: Erinnerungsfoto fürs Album der einen ▼ und Arbeitsalltag der anderen ▲

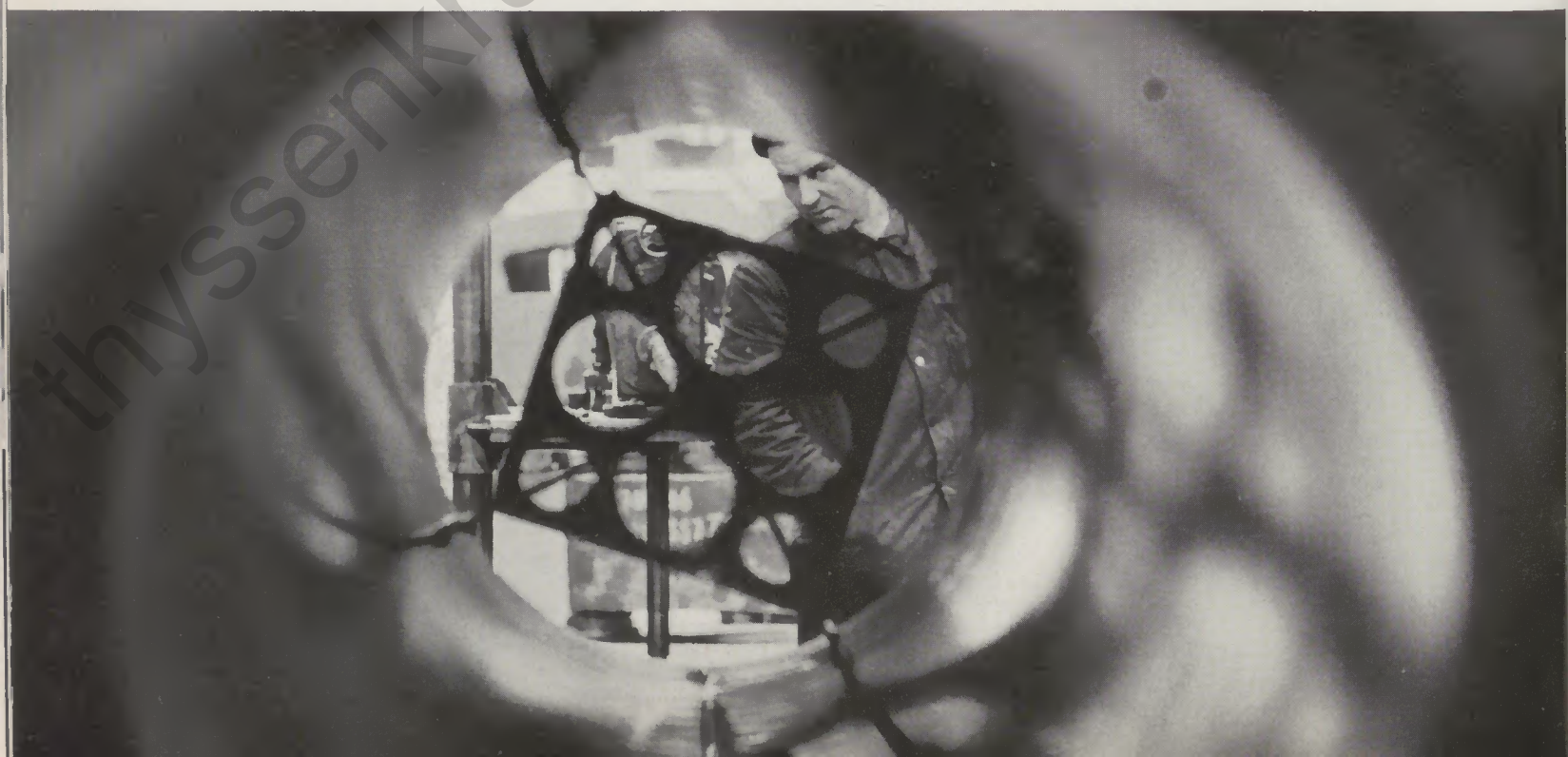


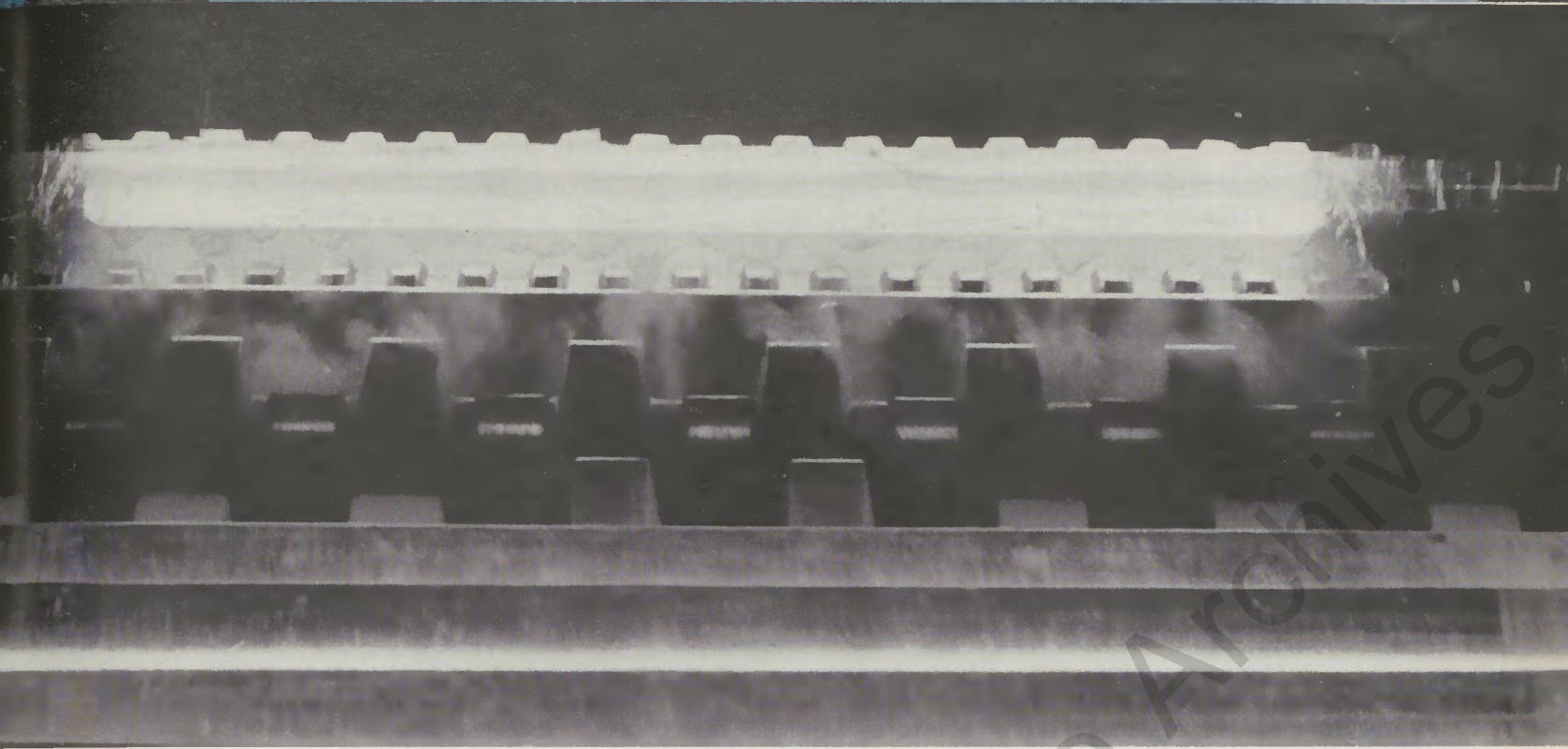
Produktionsgang eines Hüttenwerks zu beherrschen. Der VIP genügt ein allgemeiner Eindruck. Das übrige ist Sache ihrer Experten.

*

Da man Besuchern jeder der oben aufgeführten Kategorien immer wieder auf der Hütte begegnen kann – einheitlich erkenntlich an ihren grünen Schutzhelmen –, ist bewiesen, daß man den Aufwand, den jede Besuchergruppe zwangsläufig verursacht, positiv veranschlagt. Nicht jeder Besuch eines ausländischen Ministers schlägt sich sofort in Aufträgen nieder, nicht jeder Besuch eines Politikers führt zu Gesetzen, deren Tendenz man ohne Einschränkung begrüßen möchte. Doch dadurch, daß man durch häufigen Besuch aller möglicher Besuchergruppen die Henrichshütte für Außenstehende transparent, d. h. durchsichtig macht, indem man sachlich informiert, indem man die technische Qualität der Anlagen und ihre Kapazität erläutert, indem man das Entstehen hochwertiger Erzeugnisse vorführt, weckt man im Besucher ein Vertrauen zu unserem Unter-

▼ In der Bearbeitungswerkstatt I: Welcher Besucher peilt schon durch die Röhre (Polieren eines Hochdruckmantels)





▲ Im Grobblechwalzwerk: So nahe darf kein Besucher an den Rollgang heran

Nach dem Betriebsrundgang: Wieviel haben ► die Besucher in zwei Stunden nicht nur be-
sichtigt, sondern auch gesehen und registriert?

nehmen, das sich sehr wohl irgendwann ein-
mal auszahlen kann – in Form von Aufträgen,
in vernünftigen Gesetzen oder – und das
soll man nicht gering bewerten – in einer be-
sseren Beurteilung technischer oder sozialer
Probleme durch die nicht immer wohlmeinende
– weil oft mangelhaft oder falsch orientierte –
Öffentlichkeit.

Jeder, der die Henrichshütte nach einem Be-
triebsrundgang verläßt – sei er eine VIP oder
nur ein Primaner – nimmt einen Eindruck von
unserem Werk mit in seinen Wirkungsbereich,
der dem Ansehen unseres Werkes nutzen oder
schaden kann. Es muß deshalb stets unser aller
Bestreben sein, bei den Werksbesuchern einen
möglichst positiven Eindruck zu hinterlassen.
Viele von ihnen besuchen auch andere Hütten-
werke – und erst im Vergleich zeigt sich, wer
in der Beurteilung besser abschneidet.



▼ Im Behälter- und Apparatebau: Die Vielfalt der in einem Hüttenwerk empfungenen Eindrücke trübt zumeist den Blick für Situationskomik



Interessante Themen und lebendige Diskussionen

Bericht über die Betriebsversammlung in Brackwede am 13. Februar

Betriebsversammlungen in den Presswerken Brackwede verlaufen eigenartigerweise anders, als solche auf der Heinrichshütte oder im Anneker Gusstahlwerk. Woran kann das nur liegen? Im Grunde sind die Themen jeder Betriebsversammlung gleich: Tätigkeitsberichte des Betriebsrats, der Unfallvertrauensleute, Sozialbericht, Erläuterungen zur wirtschaftlichen Lage und was sonst noch an sachlichen Themen zu einer Betriebsversammlung gehört. Das ist auch in Brackwede nicht anders. Und doch sind Brackweder Betriebsversammlungen lebendiger, für eine Berichterstattung „ergiebig“. Es geschieht einfach mehr, und eine Betriebsversammlung ohne Diskussion wäre in Brackwede undenkbar.

Alles das traf auch auf die Betriebsversammlung für das 4. Quartal 1962 am 13. Februar zu. Der Betriebsrat hatte zu dieser Versammlung Rheinstahl-Arbeitsdirektor Poth, unseren Vorstandsvorsitzer Dr. Hecker und Arbeitsdirektor Dr. Ebers eingeladen. Da zudem die bevorstehenden Betriebsratswahlen ihre Schatten vorauswarfen, war es keine Überraschung, daß der Versammlungsraum nicht nur überfüllt war, sondern buchstäblich überquoll.

Wie alle Versammlungen dieser Art begann die Brackweder Betriebsversammlung mit der Erledigung der „Routinearbeit“. Betriebsratsvorsitzer Behrens berichtete über den Bau von Werkwohnungen und Verhandlungen wegen ihrer Verteilung. Berichten über Sterbekasse, Röntgenreihenuntersuchung und Blutspende folgten Hinweise zur Lohnsteuer- und Rentenversicherung. Über die Tätigkeit des Sozialausschusses wurde genauso berichtet wie über Ferienheime, die Rheinstahl-Stiftung – aus der 10 Brackweder Kollegen Beihilfen beziehen – und das Verbesserungsvorschlagswesen. 67 Vorschläge konnten in den letzten beiden Jahren prämiert werden, davon einer mit der stattlichen Summe von 3000 DM.

Der nächste Punkt der Tagesordnung bedurfte einer Abstimmung. In seiner Sitzung vom 6. 2. 1963 hatte der Betriebsrat den Beschluß gefaßt, der Belegschaft solle eine Erhöhung der Betriebsratssitze von 13 auf 15 vorgeschlagen werden. Damit solle der gestiegenen Belegschaftszahl Rechnung getragen und eine intensivere Beschäftigung mit den Problemen der einzelnen Kollegen ermöglicht werden. Die Versammlung stimmte dann auch einstimmig und ohne Enthaltung für die Annahme dieser Empfehlung. Nach dem Dank der Belegschaft an die Lehrlinge für ihre nette und beispielhafte Geste, das Geld ihrer Weihnachtsfeier zur Bescherung alter und alleinstehender Menschen zu verwenden, berichtete BR-Vorsitzer Behrens über die Sitzung des 18er Ausschusses der BR-Arbeitsgemeinschaft Rheinstahl am 30. 11. 1962, auf der Generaldirektor Söhnngen

eingehende Erklärungen über die Gestaltung der neuen Rheinstahl-Hüttenwerks-Gruppe abgegeben hatte (vgl. WZ 12/62).

Zum Schluß seines Berichtes dankte BR-Vorsitzer Behrens der Belegschaft, seinen Betriebsratskollegen und dem Vertrauensmänner-Körper für ihre Unterstützung und das ihm entgegengebrachte Vertrauen:

„Viele haben mir mit Rat und Tat die Arbeit erleichtert. Sollte ich in der Hitze der Auseinandersetzungen dem einen oder anderen Kollegen Unrecht getan haben, so entschuldigt das bitte. Ganz besonders aber möchte ich dem Kollegen Heinrich Heineke danken, der mir als dem Jüngeren, unter Hintansetzung seiner Person, half wo er konnte, und der mir in den zwei Jahren unserer Zusammenarbeit zum Freunde wurde; der Kollege Heineke verdient auch euer Vertrauen.“

Ich habe mit meinen Kollegen vom Betriebsrat gern die Arbeit für die Interessen der Belegschaft getan, und soll euch auch im Namen des gesamten Betriebsrates für euer Vertrauen danken. In sechs Wochen habt ihr zu entscheiden, wer euch in den nächsten beiden Jahren vertreten soll. Laßt euch nicht von einzelnen täuschen und glaubt nicht unesehen jedem Gerücht, denn auch ein gewählter Betriebsrat besteht aus Menschen mit all ihren Vorzügen und Fehlern – Glück auf.“

Dann gab der technische Werksleiter, Direktor Helling, den Sozialbericht und Erläuterungen zur Lage des Brackweder Werks. Da Brackwede in erster Linie Zulieferant der Lastwagenindustrie ist, sind die Presswerke auch von der – nach wie vor guten – Konjunktur der Lkw-Hersteller abhängig. Der Auftragsbestand sichere die Beschäftigung bis zum Herbst des Jahres, erklärte Werksleiter Helling, und auch die weitere Entwicklung beurteile man optimistisch. Allerdings mache der hohe Krankenstand angesichts der angespannten Terminlage des Werkes Sorge. Der Neubau des Preßbetriebes sei durch das schlechte Wetter etwas verzögert worden; inzwischen seien jedoch die wichtigsten Maschinen in Betrieb gekommen. Es bedürfe aber noch einiger gemeinsamer Kraftanstrengungen, bis alle Umzugs- und Anlaufprobleme endgültig gelöst sind. „Jetzt kommt es auf Leistung an“, schloß Dir. Helling seine Ausführungen.

Nach der Erörterung einiger betrieblicher Fragen eröffnete BR-Vorsitzer Behrens die Aussprache. Wie gesagt, die bevorstehenden BR-Wahlen warfen ihre Schatten voraus und Diskussionen sind in Brackwede immer lebendig. Eine so heiße Aussprache wie diesmal jedoch hat es selten gegeben. Vielleicht hatte der erste Diskussionsredner aus seiner Sicht gar

Fortsetzung auf Seite 12



Brackweder Betriebsversammlung: Im überquellenden Saal, vor interessierten Zuhörern ▼, gab BR-Vorsitzer Behrens seinen Bericht ▼, Vorstandsvorsitzer Dr. Hecker sprach über Probleme des Unternehmens▲





Hier gab es niemanden, der unbeteiligt blieb: Ein Schnappschuß am Rande der Betriebsversammlung

nicht so unrecht, wenn er sich über die „in erschreckendem Maße wachsende Passivität“ unter seinen Arbeitskollegen beklagte. Was für ein Urteil jedoch würde er finden, erlebte er die Betriebsversammlung eines anderen Werkes? Sicherlich sind die Brackweder keine besseren Demokraten als ihre Hattinger oder Annener Kollegen. Auf jeden Fall aber scheinen sie mehr Diskussionsstoff zu haben.

Oft kommt es bei solchen Debatten gar nicht so sehr auf das Gewicht der einzelnen Worte, auf die geschliffene Formulierung der Gedanken an. Für den Sinn einer Diskussion ist oft ein Redner wichtiger, der eine unpopuläre Meinung äußert – selbst wenn es mit ungeschickten Worten geschieht – als ein brillanter Redner, der der Mehrzahl seiner Zuhörer nach dem Munde spricht. Sympathisch an Brackweder Betriebsversammlungen ist, daß auch Mitarbeiter mit unpopulären Meinungen den Mut haben, sich zu Wort zu melden. Sympathisch ist, daß man ihnen zuhört. Und gelegentliche Zwischenrufe und Bemerkungen richten sich eigentlich nur gegen schlechte oder falsche Argumente, weniger aber gegen den Redner persönlich.

Die augenblicklich vorherrschenden Probleme bestimmten die Thematik der Diskussion: So würden manche Angestellte in Zukunft eine Gruppenwahl und getrennte Betriebsversammlungen begrüßen. Lohn- und Akkordfragen haben naturgemäß sogar ihren Einfluß bei der Beurteilung von Fragen bei der Betriebsratswahl. Gleich, ob es sich um diese Fragen handelte oder um Soziales, Unfallschutz, um Fragen der Konjunktur- oder Beschäftigungslage, immer war die Sicht so typisch auf Brackwede zugeschnitten, daß fast der Eindruck entstand, hier dokumentiere sich auch die große räumliche Entfernung zu den anderen Ruhrstahl-Werken. So würde z. B. die Äußerung des Bielefelder IG-Metall-Beauftragten Scheele über Lohnverhandlungen im Bereich der metallverarbeitenden Industrie: „Grundsätzlich läßt die wirtschaftliche Konjunktur die jetzt vorhandenen Lohn- und Gehaltsbewegungen zu, alle anders lautenden Meldungen sind reiner Zweckpessimismus“ bei manchem Hattinger Mitarbeiter

z. B. ungläubiges Kopfschütteln und die Gedanken hervorrufen, daß die Welt doch etwas ungerecht sei: Nachdem Brackwede jahrelang von den anderen Werken „durchgeschleppt“ wurde, die Hattinger für die Brackweder das Weihnachtsgeld verdient hätten, kenne man nun in Brackwede weder eingeschränkte Arbeitszeit noch Auftragsflaute und damit auch nicht mehr die Probleme der Hattinger Kollegen. Kurzum, zuweilen wäre ein verbindendes und austauschendes Element durchaus zu begrüßen.

Allein schon unter diesem Gesichtspunkt war die Einladung des Brackweder Betriebsrats an Rheinstahl-Arbeitsdirektor Poth, Vorstandsvorsitzer Dr. Hecker und Arbeitsdirektor Dr. Ebers ein guter Gedanke. Die Ergebnisse solcher Einladungen können für die Gastgeber genauso fruchtbar sein wie für die Gäste: Beide können einander besser kennenlernen, einander ihre Probleme verdeutlichen. Die spezielle Sicht der Brackweder Mitarbeiter wurde in der Diskussion deutlich; in der Ansprache von Dr. Hecker kamen Fragen von übergeordneter Bedeutung zum Ausdruck:

„Vor drei Jahren, als ich neu zur Ruhrstahl kam, war das Problem akut: Was soll aus dem Werk Brackwede werden? Damals gab es nur eine Alternative: entweder eine total negative Entscheidung, die Dinge also so laufen zu lassen, wie sie damals lagen, oder aber eine große Entscheidung, bei der man alles über den Haufen werfen mußte. Diesen Weg haben wir beschritten.“

Wir haben uns oft gefragt: Kann man soviel Geld ausgeben, ist es richtig, was wir hier tun? Die Ungewißheit hat uns lange bedrückt. Auf Grund des damaligen Standes hatte man den Eindruck, daß dieses Werk Brackwede in den nächsten zehn Jahren untergehen würde. Das ist sicher nicht jedem von Ihnen bewußt geworden.

Die Wettbewerbsbedingungen sind wirklich so angespannt, daß nur der die Chance hat zu gewinnen, der gute Arbeit leistet und gute Qualität liefert. Jeder einzelne muß sich anstrengen. Wir dürfen nicht nur nach Brackweder Maßstäben, sondern nach deutschen und

europäischen, also nach Weltmaßstäben messen, um konkurrenzfähig zu bleiben... Ich bin nun hierher gekommen, um den Dank des Vorstandes zu übermitteln dafür, was hier bis jetzt geschafft wurde. Es ist im Werk Brackwede Vorbildliches geleistet worden durch Zusammenfassung aller Kräfte, und weil alle mitangefaßt haben. Die betrieblichen Störungen, die auftraten, konnte man doch nur – bei gleichzeitig einsetzenden Auftragseingängen, die wir dringend brauchten – beheben, indem man sich bereiterklärte, in außergewöhnlichem Maß Hand anzulegen, Überstunden zu machen und was sonst dazu gehört. Das sehen wir alles und wir finden, das ist großartig gemacht worden. Dies ist auch der Grund, weshalb wir heute mit einem ganz anderen Vertrauen für das Brackweder Werk in die Zukunft sehen als vor drei Jahren.“

Bei allem, fuhr Dr. Hecker fort, komme es auf die grundsätzliche Frage an: „In welchem Sinn soll man zusammenarbeiten?“ Nicht jeder Wunsch kann erfüllt werden, und wenn er abgelehnt wird, muß das deswegen nicht eine böswillige Handlung sein. Für eine Unternehmensleitung ist die höhere Bezahlung der Mitarbeiter zwar ein wichtiges Problem, aber eben nicht das alleinige. Sorge der Unternehmensleitung müsse in erster Linie die Erhaltung der Konkurrenzfähigkeit sein. Die allgemeine Lage der Stahlindustrie sei jedoch durch sinkende Preise bei steigenden Kosten gekennzeichnet. Auch leichte Preisrückgänge bei Rohstoffen könnten angesichts der stark geschmälernten Erlöse keine Entlastung bringen. Ein Ertrag aber müsse dem Unternehmen bleiben, damit es vorgenommene Investitionen verdienen, neue planen, durch verbesserte Qualität konkurrenzfähig bleiben und so seinen Mitarbeitern einen sicheren Arbeitsplatz bieten könne.

Nach der Ansprache von Dr. Hecker und den Grußworten von Dr. Poth wurde die Aussprache fortgesetzt. Sie zeigte deutlich, daß für diese „übergeordnete“ Sicht großes Interesse bestand. Vielleicht sollten die Brackweder Erfahrungen mit dieser Betriebsversammlung bei der Gestaltung von anderen Betriebsversammlungen anregend wirken.

H. A.

Die standesgemäße Krankheit

Der moderne Mensch leidet nicht mehr an Auszehrung oder der schwarzen Pest — er leidet dafür an vegetativen Beschwerden und psychisch bedingten Neuroseerscheinungen. Man ist managerkrank . . .

„Eine dritte Dimension ist in der modernen Medizin neben die organische und psychologische getreten: die soziologische und kulturelle.“ Wir finden diesen Satz eines amerikanischen Sozialwissenschaftlers zitiert in einem Buch von Dr. med. Manfred Pflanz: „Sozialer Wandel und Krankheit — Erkenntnisse und Probleme der medizinischen Soziologie“. Die Medizin-Soziologen sind der Meinung, daß die Zusammenarbeit zwischen Arzt und Gesellschaftswissenschaftler noch nicht recht in Gang gekommen sei. Gerade hier steckten aber Möglichkeiten für den Angriff auf Krankheiten, denen mit den Mitteln der Schulmedizin allein nicht beizukommen ist.

Es gibt ein historisches Beispiel: die Tuberkulose. Sie hieß einst die „Arme-Leute-Krankheit“. Das war vielleicht die erste, wenn auch unbewußte medizinisch-soziologische Erkenntnis. In der Tat hat man die Tuberkulose zuerst an ihren gesellschaftlichen Wurzeln gepackt: an der Unterernährung, den lichtlosen Wohnungen, dem dichten Zusammenleben in den Industrievierteln. Das geschah, bevor man sie auch medizinisch in den Griff bekam. Bezeichnend für die Gesellschaft des 19. Jahrhunderts war aber auch, daß man die Kranken, vor allem wenn es junge Frauen oder Mädchen waren, mit einer romantischen Verklärung umgab. Wie anders sonst hätten ihnen Puccini in seiner „Bohème“ und Dumas in seiner „Kameliendame“ ein rührend theatralisches Denkmal setzen können? Aber eben diese Gesellschaft fand auch die Mittel zur Überwindung dieser Krankheit. Gewiß hat ein einzelner, Robert Koch, den Tuberkelbazillus entdeckt, aber schließlich mit dem Wissen und dem Instrumentarium, das ihm seine Zeit gegeben hatte.

Die Tuberkulose ist heute im allgemeinen keine „Volkskrankheit“ mehr, an ihre Stelle sind Krebs und Herzkrankheiten getreten. Internationale Untersuchungen zeigen übereinstimmend, daß bei der Entstehung der Tuberkulose oft psychische Gründe mitwirken: eine unglückliche Gefühlsbindung bei Frauen, ein nachteiliger Be-

rufswechsel bei den Männern, seelische Belastungen verschiedener Art (Frauen mit unehehlich geborenen Kindern erwiesen sich als tuberkulose-anfällig). Der Soziologe summiert diese Fakten unter dem Begriff „gestörte zwischenmenschliche Beziehungen“. Das Arme-Leute-Milieu ist heute nicht mehr bestimmend.

Scheint nun vielleicht die „Managerkrankheit“ zu einer Volkskrankheit zu werden, oder vielleicht gar zu einer Modekrankheit? Dr. Pflanz weist die Meinung, es gebe eine spezielle „Krankheit der Manager“, entschieden zurück. (Er stützt sich dabei auf Untersuchungen, die nicht nur unter Managern, sondern auch unter den „Gemanagten“, also unter Angestellten und Arbeitern, unternommen worden sind.) Dieser Begriff ist vor etwa zehn Jahren entstanden, als man bei leitenden Männern der Wirtschaft eine ungewöhnlich hohe Zahl von Coronararterienkrankungen feststellte. Aber solche Untersuchungen wurden damals nur bei diesen Männern gemacht. Dr. Pflanz äußert den Verdacht, daß das Wort von der „Managerkrankheit“ in bestimmten Kreisen deshalb so gern geführt werde, weil es gewissermaßen ein „Statussymbol“ für die Zugehörigkeit zur führenden Schicht darstelle. Eher könne man dieses Wort unter die Rubrik „Modekrankheiten“ und „Moden der Medizin“ einreihen. Der Autor wendet sich auch gegen den Begriff „Zivilisationskrankheiten“, den er als einen Ausdruck des Spenglerschen Kulturpessimismus betrachtet. Mit Recht sagt er, daß der Begriff „Zivilisation“ so wenig umrissen sei, daß man daraus keine medizinisch-soziologischen Zusammenhänge herleiten könne. Es bestehe in der Wissenschaft auch keine Übereinstimmung darüber, welche Leiden nun eigentlich unter die „Zivilisationskrankheiten“ einzuordnen seien.

Das Kernstück des Buches „Sozialer Wandel und Krankheit“ ist die Wiedergabe einer großangelegten Untersuchung, die über eineinhalb Jahre lang an der Universitätsklinik Gießen durchgeführt wurde. Sie hatte nicht nur den Zweck, Beziehungen zwischen bestimmten Krankheiten und der gesellschaftlichen Herkunft des Kranken herauszufinden. Sie sollte auch Anhaltspunkte erbringen, ob soziale Wandlungen (beruflicher Auf- oder Abstieg, Ortswechsel, Vertreibung usw.) auf den Gesundheitszustand des Menschen fortdauernd einwirken. Die zu diesem Zweck untersuchten Patienten der Klinik kommen aus einem Einzugsgebiet, dessen Grenzen bis zu 70 Kilometer von Gießen entfernt sind. Die Bevölkerung dort wohnt in der Mehrzahl auf dem Lande, arbeitet aber teilweise in der Industrie. In die Untersuchung wurden einbezogen 5500 Männer und 4000 Frauen, ein Viertel davon Heimatvertriebene.

Vegetative Beschwerden (Kopfschmerzen, Schwindelgefühl, Mattigkeit, Herzklopfen) sind nach dieser Untersuchung offensichtlich ein Musterbeispiel für medizinisch-soziologische Zusammenhänge. So ergab sich zum Beispiel, daß Menschen, die mit ihrem erreichten Sozialstatus zufrieden sind, Landwirte und Unverheiratete weniger unter solchen Störungen leiden. Dagegen war der Befund positiv bei Patienten, deren Kinder studieren, bei Pendlern und Leuten, die vom Land in die Stadt gezogen sind. Bei diesem Personenkreis bestehen „Anpassungsprobleme“. Eine Gruppe ist dabei besonders hervorzuheben, weil man ihr auf den ersten Blick nicht recht glaubt, daß sie unter vegetativen Beschwerden leidet: junge Männer, die in den letzten zwei Jahren geheiratet haben. Sie klagten über eines oder mehrere der aufgeführten Symptome. Das würde allerdings ein Bild bestätigen, das zahllose Witze von dem jungen Bräutigam gezeichnet haben, der blaß und aufgeregt an der Hochzeitstafel sitzt. Umgekehrt nämlich klagen junge Ehefrauen überhaupt nicht über Beschwerden, dagegen finden sich bei manchen schon Zeichen der Fettsucht.

Die Soziologen haben dafür die Erklärung, daß der junge Ehemann die größeren Anpassungs-

schwierigkeiten zu überwinden habe: Er verläßt sein Elternhaus, seinen Freundeskreis und übernimmt eine Verantwortung. Die junge Frau hingegen hat in Heirat und eigenem Hausstand meist das nächstliegende Ziel ihres Lebens erreicht.

Das Geschwür im Magen oder Darm — dies ergab die Untersuchung weiter — scheint Zeichen eines unerfüllten Geltungstrebens oder des Wunsches nach sozialer Geborgenheit zu sein. Einen Ulcus fand man in der Gießener Universitätsklinik vor allem bei Menschen, die aus einer Gemeinschaft ausgeschieden sind, bei Vertriebenen, Geschiedenen, Arbeitslosen und sozial Deklassierten; weniger bei Unverheirateten, Aufgestiegenen und Angehörigen oberer Schichten. Das Entstehen von Fettsucht und Zuckerkrankheit wird gewöhnlich der Nahrungsaufnahme und ihrer Verarbeitung zugeschrieben. In der Tat fand man diese Leiden vor allem bei Personen, die körperlich wenig arbeiten. Das gleiche gilt auch für Herzkrankheiten. Die Soziologen und Psychologen sind aber der Meinung, daß die Nahrungsaufnahme auch von gesellschaftlichen Wertvorstellungen und von Gemütszuständen abhängt. So findet man einen Hang zur Fettsucht bei Einzelkindern, die von den Eltern entweder vernachlässigt oder überverwöhnt werden, und bei Personen, die sich „ihren Kummer wegessen“.

Amerikanische Untersuchungen haben ergeben, daß sich Angehörige oberer Sozialschichten durch füllige und große Statur auszeichnen. Darin kann sich auch der Wunsch nach einer voluminösen Erscheinung, die Prestige verleiht, ausdrücken. Dieser Wunsch verdrängt von einer bestimmten Stellung und von einem gewissen Alter ab offenbar den Drang, schlank und jung zu erscheinen.

Den Gießener Ärzten fiel auf, daß Frauen aus der ländlichen Umgebung häufig in Tracht erschienen. Sie machten dafür eine eigene Spalte in ihrer Statistik auf und diagnostizierten bei diesen Patienten häufig Fettsucht und Zuckerkrankheiten. Das hängt nun natürlich nicht mit der Tracht zusammen. Aber man hatte doch erkannt, daß das Tragen der Tracht auf eine konservative Lebensweise deutet, die sich auch in der Art der Ernährung zeigt. Eine andere Patientengruppe, die auffiel, waren die deutschen Arbeitnehmer bei amerikanischen Dienststellen in Gießen. Sie litten besonders unter Magengeschwüren. Die soziologische Erklärung ist der unsichere soziale Status dieser Personen.

Und der Krebs? Diese Krankheit ist, wie die dem Buch beigegebenen internationalen Statistiken zeigen, offenbar auch medizinisch-soziologisch schwer einzukreisen. Es gibt gewisse rassische Besonderheiten, das heißt, die Völker sind für Krebs unterschiedlich disponiert. Häufiger scheint er in den unteren Sozialschichten vorzukommen und unter unhygienischen Verhältnissen besonders zu gedeihen. Dafür sprechen auch die sogenannten „Berufskrebse“.

Armut war einst die Ursache für Krankheiten. Heute kann eine Krankheit eher in die Armut hinabstürzen, wenn die Sozialversicherung den Betroffenen nicht auffängt. Die große Frage der medizinischen Soziologie ist gegenwärtig, ob die Tatsache, daß jemand gegen Krankheit versichert ist, nicht den „Entschluß zur Krankheit“ erleichtert oder überhaupt unbewußt zu Krankheiten stärker disponiert. Bedeutet der Gang zum Arzt, daß dieser Entschluß schon gefaßt ist? Der Soziologe René König warnt indessen davor, in dem gestiegenen Krankenstand, der sich nach der Lohnfortzahlung zeigte, schon ein Zeichen der Unmoral zu sehen. Er meint, daß diese Sicherung die Arbeitnehmer soziologisch erst in den Stand gesetzt hätte, krank werden zu können. Sicher kann ein Blick in die Zusammenhänge zwischen Krankheit und Gesellschaft auch bei der Reform unserer Sozialversicherung nützlich sein. (Aus „Süddeutsche Zeitung“)

Atomzerfall - Zeituhr der Urzeit

Tick, tick, tick, tack! Die Uhr in der Hand, verfolgen wir das langsame Klicken im Geigerzähler: alle drei bis vier Sekunden ein leises Tick und etwa jede Minute ein lautes Tack, geruhsam wie von einer altväterlichen Standuhr, und doch weit herkommend aus den Korridoren der Zeit. Eine Art Uhr haben wir hier, im Radiokarbonlaboratorium des Geologischen Forschungsinstituts in Washington, tatsächlich vor uns — eine Radiokarbonuhr.

Es handelt sich um einen nuklearen Zeitmesser, eine winzige Menge radioaktiven Kohlenstoffs, die von einem Stückchen Holzkohle herrührt. Diese Holzkohle hatte einst im Lagerfeuer steinzeitlicher Höhlenmenschen im nördlichen Irak geglüht. Der darin befindliche Kohlenstoff ist heute noch wie vor Jahrtausenden in radioaktivem Zerfall begriffen: seine Atome „explodieren“ eins nach dem andern. Die Zahl dieser „Explosionen“ nimmt von Jahr zu Jahr ab, die „Radiokarbonuhr“ geht immer langsamer — ganz wie eine Taschenuhr, deren Feder schon fast abgelaufen ist. Der Geigerzähler registriert diese „Explosionen“, und ein bei uns sitzender Wissenschaftler wertet das Ergebnis aus. Mit steigender Spannung warten wir.

„Ich hab's!“ sagt er schließlich und weist auf seine Zahlen; sie zeigen, daß die Scheite jenes vorgeschichtlichen Lagerfeuers vor mehr als 30 000 Jahren gebrannt haben. Die Menschen, die sich daran wärmten, hatten weder Schrift noch Kalender und haben keinerlei Aufzeichnungen hinterlassen. Aus dem Radiokohlenstoff aber, der uns selbst von sehr alten organischen Objekten gleichsam den Geburtsschein vorweist, können wir manches ablesen, was so lange in der Zeiten Schoß verborgen lag.

Datierungsrätsel haben für den Kulturmenschen einen eigenen Reiz. Wie alt ist das Weltall? Wie alt ist die Erde? Wie alt ist die Menschheit? Wann war das Ende der letzten Eiszeit? Mit den modernen Verfahren der Altersbestimmung, unter denen die sogenannte Radiokarbonmethode einen besonderen Rang einnimmt, vermag uns die Wissenschaft darauf erregende Antworten zu geben.

Mit der Radiokarbonmethode hat sie die Entstehungszeit der für die Bibelforschung so unschätzbar wertvollen Schriftrollen vom Toten Meer nachgewiesen — für das Leinen, mit dem einige Rollen umhüllt waren, ergab sich ein Alter von mehr als 1900 Jahren. Der radioaktive Kohlenstoff in Lotossamen, den man 1948 bei Tokio in sechs Meter Bodentiefe gefunden hat, verrät, daß dieser Samen, der sich noch als keimfähig erwies, bereits über 3000 Jahre alt war. Holzkohle von einer rituellen Feuerstelle des vorgeschichtlichen Steinkreises Stonehenge in England bezeugte, daß das imposante, heute zerfallene Heiligtum schon rund 1800 Jahre gestanden hatte, als Cäsars Legionen im Jahre 55 vor Christus in Britannien eindrangen.

Die Radiokarbonmethode stammt von dem Kernchemiker Libby, der jetzt der amerikanischen Atomenergie-Kommission angehört. Libby ging davon aus, daß die Lufthülle der Erde ständig von außen mit kosmischen Strahlen bombardiert wird, und sagte sich, daß diese Strahlen zweifellos immer eine Anzahl der unendlich vielen Stickstoffatome der Luft treffen und sie dabei mit ihrer starken, nach Milliarden Elektronenvolt messenden Energie in radioaktiven Kohlenstoff umwandeln, in Atome des Kohlenstoffisotops C 14. Da sich Radiokohlenstoff mit dem Sauerstoff der Luft zu Kohlendioxid verbindet, das auf photosynthetischem Wege von grünen Pflanzen aufgenommen wird, folgerte Libby, daß mit pflanzlicher Nahrung ständig Radiokohlenstoff in die Zellgewebe von Mensch und Tier gelangt. Mit dem Tod hört diese Zufuhr zwar auf, der in den Geweben bereits eingelagerte

Radiokohlenstoff aber zerfällt weiter; er schleudert Elektronen aus, bis er wieder zu Stickstoff wird.

Ein hochempfindlicher Geigerzähler vermag, wie Libby wußte, diese radioaktiven Entladungen zu registrieren. Radiokohlenstoff hat eine „Halbwertszeit“ von 5600 Jahren, das heißt, in diesem Zeitraum verschwindet in einem durch C 14 radioaktiv gewordenen Objekt die Hälfte des Radiokohlenstoffs; in den darauffolgenden 5600 Jahren zerfällt eine weitere Hälfte dieser Hälfte, und so fort. Mißt man nun — das war Libbys Gedanke — an irgendeiner Stelle eines organischen Objekts die darin noch wirkende Radiokohlenstoffstrahlung und vergleicht man den Betrag an Hand einer Tabelle mit der Strahlungsintensität neuen Radiokohlenstoffs, so kann man danach das Alter des betreffenden Objekts ermitteln. Mit diesen Überlegungen war die Radiokarbonmethode geboren.

Libby hat sie seit 1949 an manchen archäologischen Schätzen der vergangenen 25 Jahrtausende erprobt. Inzwischen ist sie so vervollkommen worden, daß sie kaum noch technische Schwierigkeiten bietet. Sind in organischen Stoffen — wie Fleisch, Knochen, Gehörn, Holz, Torf, Korn, Dung und Bienenwachs — überhaupt noch Radiokohlenstoffimpulse meßbar, so kann man auch das Alter dieser Stoffe bestimmen. Heute nehmen schon zahlreiche Laboratorien in mehreren Ländern solche Datierungen vor — manche jeden Tag eine.

Mit Hilfe der Radiokarbonmethode hat man zum erstenmal eine zuverlässige Chronologie der Eiszeit Nordamerikas aufstellen können. Man hatte geglaubt, der letzte Vorstoß des Eises sei dort vor etwa 25 000 Jahren erfolgt. Radiokarbonprüfungen an ausgegrabenen Fichtenholz und Torf vom Westufer des Michigansees ergeben jedoch ein viel späteres Datum. Der Wald ist dort erst vor rund 11 000 Jahren niedergewalzt worden, und noch tausend Jahre darauf sind Huron- und Michigansee zur Hälfte vergletschert gewesen. Erst vor etwa 7000 Jahren war das Gebiet der Großen Seen wieder völlig gletscherfrei.

Eine zweite große Leistung der Radiokarbonmethode war es, daß sie unser Wissen von den Anfängen des Ackerbaus wesentlich erweitert hat. Der Amerikaner Braidwood hat bei Jarmo im kurdischen Bergland des nördlichen Iraks eine vorgeschichtliche Ackerbausiedlung ausgegraben, die nach den Ergebnissen der Radiokarbon-datierung rund 9000 Jahre alt ist — die älteste, die man kennt.

„Schon vier Jahrtausende vor dem Beginn der geschichtlichen Zeit haben Menschen hier Gerste und zwei Sorten Weizen angebaut“, sagt Braidwood. „Sie haben sich Sicheln aus Feuerstein zum Schneiden ihres Kornes gemacht. Mahlsteine zum Zerkleinern und Herde zum Rösten des Getreides. Sie haben bestimmt schon Ziegen gehalten, vielleicht auch Schafe, Schweine, Rinder, Hunde und Pferde. Und sie haben Armreifen, Steingefäße und Steinfiguren von erstaunlicher Kunstfertigkeit hergestellt.“

Wieso ist diese uralte Lehnssiedlung für uns so interessant? Weil Kultur erst entstehen konnte, als der Mensch vom Jäger zum Ackerbauer geworden war. In dem Zeitpunkt, da er zum erstenmal einen menschheitsgeschichtlichen Wendepunkt, dessen Bedeutung noch weit einschneidender ist als die der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts.

Eine dritte hervorragende Leistung der Radiokarbonmethode ist es, daß sie neues Licht auf den vorgeschichtlichen Menschen der Neuen Welt geworfen hat.

Die ersten Wesen, die man als Menschen bezeichnen kann, haben wahrscheinlich in Afrika oder Südostasien gelebt. Dort haben sich rohe



Steinwerkzeuge und Knochenreste gefunden, deren Alter man auf rund eine halbe Million Jahre schätzt. Augenscheinlich hat es sehr lange gedauert, bis der vorgeschichtliche Mensch die Landberührung zwischen Asien und Amerika entdeckte und die Beringstraße überschritten hat. In Nord- und Südamerika sind urmenschliche Knochen so selten, daß man allgemein angenommen hatte, die Indianer seien erst wenige Jahrhunderte vor Kolumbus in die Neue Welt gekommen. Mit der Radiokarbonmethode hat man jedoch festgestellt, daß Menschen schon vor 12 000 Jahren mit steinspitzenbewehrten Speeren in Arizona gejagt haben; in Texas ist der Mensch nach einer allerdings noch umstrittenen Radiokarbon-datierung sogar schon vor 37 000 Jahren aufgetreten. Die ältesten bekannten Zeugen eines Ackerbaus in Amerika sind offenbar über 6000 Jahre alt.

Und wie alt ist die Kupfergewinnung in Amerika? Man wird es kaum glauben wollen: 4000 Jahre! Wie uns verkohlte Holzreste ver-raten, haben Eingeborene damals auf der Isle Royale im Oberen See bereits Tausende von Kupferminen ausgebeutet. Sie gewannen das reine Metall, indem sie das Erz erhitzen und mit kaltem Wasser übergossen. Tausend Jahre

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 26

Vom Sterben der Arten

Warum degenerierten die Dinosaurier, fragt Dr. Harald Steinert

Immer wieder finden sich in den steinernen „Dokumentenbüchern“ der Erdkruste Hinweise auf ungewöhnliche biologische Vorgänge, die den „abnormen“ Tod großer Massen von Tieren oder ganzer Arten oder höherer systematischer Einheiten zur Folge haben: Vorgänge, die immer wieder das Interesse und die Neugier der Wissenschaftler erregt haben. Diese Neugier wurde letzten Endes zum Motor der ganzen geologischen Wissenschaft. Die systematische Erforschung der Erdgeschichte begann damit, daß man (fälschlich) die Anhäufung von Fossilien und das Nacheinander der verschiedenen Tier- und Pflanzenarten auf etwa ein halbes Dutzend gewaltiger Katastrophen zurückführte, die fast alles höhere Leben der Erde ausgelöscht und Platz für neue, andere Tiere und Pflanzen geschaffen haben sollten. Wenn auch die Wissenschaft seit weit über hundert Jahren von der Katastrophenlehre abgerückt ist und grundsätzlich Leben und Sterben der Organismen wie der Gebirge seit mindestens einer Jahrtausende nach den auch heute gültigen Gesetzen relativ gleichmäßig abzulaufen scheint, so kamen doch immer wieder gelegentlich (wie auch heute) echte Massenvernichtungen vor.

Sie sind trotz der kriminalistischen Methoden der Erdgeschichtsforscher nicht immer einfach zu erkennen. So wurde zum Beispiel ein riesiger Dinosaurierfriedhof in Bernissart in Belgien lange als ein solcher Katastrophenplatz angesehen. Doch stellte sich dann heraus, daß die zwei Dutzend dreistockwerk hohen, wie ein Käfig auf den Hinterbeinen hüpfenden Riesenreptilien auch nach und nach als Leichen in den heute mit Gigantenknochen gefüllten Felsenriß zusammengeschwemmt worden waren. Ein ähnlicher Friedhof von Rieseneidechsen bei Trossingen in Württemberg scheint vor 180 Jahrtausenden zwar nicht der Schauplatz eines plötzlichen Massensterbens gewesen zu sein, wohl aber eine über Jahrhunderte oder Jahrtausende wirksame tödliche Falle: Ein Platz in einer sich damals über Württemberg ausdehnenden Wüste, an dem sich offenbar Hunderte von Sauriern nach und nach ansammelten — und verdursteten.

Dramatischer verlief ein Massensterben auf Neuseeland, wo vor einigen Jahrtausenden Hunderte der (damals noch lebenden) Moas, strauchartiger Riesenvögel in einer Höhe bis zu dreieinhalb Meter, in einem großen Sumpf gerieten. Doch ehe die Tiere darin versanken, wurden sie — hilflos im Moor steckend — von Geierschwärmen angefallen, die Kopf und Hals abfraßen: fast allen Skeletten der Moas fehlen diese Teile. Noch viel unheimlicher dürfte es an der riesigen Tierfalle in der Nähe des Rancho la Brea in Kalifornien hergegangen sein. Dort existierte während der Eiszeit ein Asphaltsee, entstanden durch das Verhärten von aus der Erde ausgeflossenen Erdöl. Die Oberfläche dieses Sees war von einer dünnen, harten Haut überzogen, die immer wieder Wildpferde, Wildkamele oder Hirsche zum Überschreiten verlockte. Sie brachen dann unweigerlich ein. Das ängstliche Schreien und Zappeln lockte dann immer wieder ganze Scharen von Adlern, Wölfen und den übergroßen Tigern mit fast viertelmeterlangen säbelförmigen Hauern (Säbelzähntiger) an, die damals Nordamerika bevölkerten.

Doch die aasjagenden Raubtiere und Raubvögel wurden dann schnell ebenfalls von dem zähklebrigen schwarzen Erdpech ergriffen und starben mit ihrer Beute: Die Freilegung des ganzen Fundplatzes zeigt immer wieder die Gruppierung der Räuber um ihr erhofftes Opfer, das manchmal mehrere Geier und Säbelzähntiger mit sich in den Tod zog.

Vorläufig noch nicht enträtselt ist ein gigantischer Elefantenfriedhof, der zur Zeit in Spanien auf der Hochebene nicht weit von Madrid entfernt ausgegraben wird. Dort liegen auf einigen Quadratkilometern ausgebreitet zahllose Skelette des Waldelefanten der mittleren Eiszeit.

Wie diese Tiere dort zu Tode kamen, das ist eines der interessantesten Probleme auch für die Vorgeschichte. Offenbar spielten hier Urmenschen (die frühesten bekannten Europäer) die Rolle der Aasgeier: Von den Skeletten sind Knochen entfernt, andere Knochen sind gespalten, augenscheinlich, weil man das Mark herausholen wollte, und fast alle Schädel sind verschwunden — ein urzeitlicher Schlachthof von gigantischen Dimensionen.

Der Wunschtraum der Ausgräber, ein Skelett der Schlächter selbst zu finden (es wäre eine Welt-sensation, dieses älteste Europäerskelett), hat sich allerdings noch nicht erfüllt. Und man weiß auch noch nicht, wie die Opfer dieser Urmenschen an ihren Todesplatz gelangten. Sie sind offenbar auch in einem Sumpfgelände versunken, doch nicht auf normalem Wege dorthin geraten.

Wie schwierig das Erkennen solcher Vorzeitkatastrophen für den Paläontologen oft ist, zeigte sich an einem anderen berühmten Katastrophenplatz. Bei Pikermi in Attika hatte man schon im vorigen Jahrhundert eine etwa fünf Millionen Jahre alte völlig ungewöhnliche Knochenanhäufung aufgefunden. Ineinanderverknäult lagen Rippen, Schädel, Beinknochen und Rückenwirbel von vielen Hunderten von Urwaldpferden, Affen, Giraffen, Elefanten, Löwen und zahllosen anderen Großtieren, wie sie damals die Steppen Griechenlands bevölkerten. Erst nach vielen Jahrzehnten gelang die Enträtselung dieses unheimlichen Fundes. Beim Präparieren der einzelnen Knochen aus dem Gewirr fiel das völlig wahllose Durcheinander der Reste aller Tierarten auf. Die Tiere mußten also vor dem endgültigen „Begräbnis“ schon skelettiert und dann in der knochengefüllten Schlucht von Pikermi durch Sturzregen zusammengeschwemmt worden sein.

Den Schlüssel für die Todesursache lieferte die Beobachtung von sehr typischen Knochenbrüchen an vielen Beinknochen — Frakturen, wie sie den Medizinern als charakteristisch für Stürze aus großer Höhe bekannt sind. Die Opfer dieses Massentodes müssen einen Steilhang hinabgestürzt sein, aller Wahrscheinlichkeit nach in rasender Flucht vor einem Steppenbrand. Die zerfallenden Kadaver wurden dann von Sturzregen und Bächen in die Schlucht geschwemmt, wo sie „versteinerten“.

Während solche Tierfriedhöfe sich mit Hilfe der paläontologischen Analysen als Folgen natürlicher Vorgänge deuten lassen, gilt das nicht für den „Artenod“, das Aussterben ganzer Tierarten. Zwar ist das im Grund ein natürlicher Vorgang, eine Konsequenz der Evolution und

Höherentwicklung der Organismen: Die „Verbesserung“ einer Tierart durch evolutionäre Veränderung läßt andere „unvollkommenere“ Arten aussterben und verschwinden. Doch gibt es im Laufe der Erdgeschichte einige Beispiele für ein gleichzeitiges Massenaussterben von Arten, die sich nicht als eine solche langsame evolutionäre Veränderung der Lebewelt deuten lassen. Am besten erforscht ist dabei das große Sterben ganzer Tierordnungen am Ende der Kreideformation, allgemein als das „große Sauriersterben“ bezeichnet — was sachlich keineswegs richtig ist, da nicht nur zahlreiche Gruppen von Großreptilien verschwinden, sondern gleichzeitig auch mehrere Molluskenordnungen.

Dieser Vorgang ist im einzelnen noch nie analysiert worden. Es steht zwar fest, daß schon viele Jahrmillionen vor dem Ausgang der Kreidezeit sich bei einzelnen dieser Formen (so den Ammoniten) gewisse Evolutionserscheinungen bemerkbar machen, die man als ein „Altern“ des Stammes und als den Verlust „formbildender Kräfte“ deuten mag (ohne diese Begriffe genau definieren zu können). Es steht auch fest, daß schon lange vor dem endgültigen und plötzlichen Schwinden der einzelnen Gruppen die Zahl und Formvielfalt zum Beispiel der Saurier und Ammoniten abnimmt. Doch nichts erklärt das gemeinsame Erlöschen aller dieser so unterschiedlichen Tierformen innerhalb einer geologisch gesehen sicher sehr kurzen Zeit.

Dieses Erlöschen hinterließ in der Landfauna ein echtes Vakuum: Da nur kleine Säugetiere und Reptilien überlebten, gab es für Jahrmillionen auf den Kontinenten nur höchstens hasengroße Vierbeiner: die Steppen und Urwälder müssen unheimlich leer gewesen sein in jener Zeit.

Für dieses geheimnisvollste Sterben der Erdgeschichte hat man schon Dutzende von Erklärungen gefunden. Sie reichen von Klimaveränderungen (die vor allem den wärmeliebenden Sauriern das Weiterleben erschwerten) über Degeneration wegen Erlöschens der „Lebenskraft“ dieser vorher weltbeherrschenden Tierstämme bis zu kosmischen Strahlungseinflüssen, etwa Zunahme der Höhenstrahlung durch Expansion eines Fixsterns als „Nova“ oder „Supernova“ in der Nähe der Erde. Eine solche Explosion hätte die genetischen Anlagen der hochspezialisierten und hochentwickelten Saurier, Ammoniten usw. so durcheinandergebracht, daß sie nicht mehr lebensfähig blieben, während die damals noch primitiveren Säugetiere, Vögel usw. weiterlebten. Aber alle diese Erklärungen sind stark theoretisch und spekulativ.

Zum erstenmal hat jetzt die Entdeckung eines riesigen „Brutplatzes“ von Dinosauriern in Südfrankreich in der Nähe von Aix-en-Provence einen — wenn auch zunächst bescheidenen — Hinweis in dieser Richtung geliefert. In dem Gebiet waren schon oft versteinerte Bruchstücke

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 26



Mein Vetter Dikran, der Redner

Eine Kurzgeschichte von William Saroyan

Vor zwanzig Jahren achteten die Armenier im San-Joaquin-Tale die Redekunst als die größte, edelste, wichtigste, ja als die einzig wahre Kunst. Laut Zählung hielten ungefähr zweiundneunzig Prozent der Weinbauern um Fresno herum jeden, der eine Reden halten konnte, für einen gebildeten Mann. Das kam, wie ich heute, nach so vielen Jahren, vermute, daher, weil den Weinbauern selbst jegliche Redegabe abging, weil sie sich dieser Unfähigkeit bewußt waren, und weil sie so verlegen, so tief beeindruckt wurden durch öffentliche Redner, die in der Stille waren, auf ein Podium zu treten, die die Brille auf der Nase zurechtrückten, auf die Uhr schauten, höflich husteten, und, ruhig beginnend, ihre Stimme anschwellen ließen bis zu einem Dröhnen, das die Bauern bis ins Innerste erschütterte und ihnen bewies, wie sehr der Redner gebildet war. „Welche Sprache! Welche Kraft! Welche Weisheit! Welch herrliches Dröhnen!“ sagten die Bauern zueinander. Und ein Bauer war nie stolzer, als wenn sein Sohn in der Schule, in der Kirche, bei einem Ausflug oder sonstwo aufstand und eine Rede hielt.

„Der Junge!“ pflegte dann der Bauer seinem achtzigjährigen Vater zuzurufen. „Hörst du ihn! Es ist Vahan, mein Sohn, dein Enkel — elf Jahre alt. Er spricht über Europa.“

Der Großvater schüttelte den Kopf und staunte, daß ein elfjähriger Bub, so ernst und so wohlunterrichtet, über Europa sprach. Der alte Mann mochte vielleicht kaum wissen, wo Europa lag, obwohl er wußte, daß er auf dem Wege nach Amerika Le Havre in Frankreich besucht hatte. Etwa Le Havre — das war's vielleicht. Yevroba. Europa. Aber was war denn in aller Welt mit Le Havre plötzlich los, daß sich der Junge darob so ereiferte und aufregte?

Die Frauen waren entzückt und staunten über sich selbst, die Mütter. Sie schauten einander im Kreise herum an, nickten, schüttelten den Kopf, und nachdem der Knabe zehn Minuten englisch gesprochen hatte, das sie nicht verstanden, brachen sie in sanfte, stille Tränen aus, weil alles so erstaunlich und wunderbar war — klein Berjie, gestern noch ein Baby, das keine zwei Worte armenisch, geschweige denn englisch sprechen konnte, stand nun auf einem Podium, redete, schwang seine Arme, zeigte mit dem Finger bald an die Decke, bald nach Westen, bald nach Süden, nach Norden und gelegentlich auf seine Brust. Unter diesen Umständen war es für die Garoghlanians unvermeidlich, daß auch sie einen Redner hervorbrachten, obwohl der Alte die Redner für Narren und Betrüger hielt.

„Ich sage euch, wenn ihr einen kleinen Mann mit einer Brille im Gesicht aus ganzer Kraft schreien hört, so ist dieser Mann entweder ein Esel oder ein Lügner.“

Gleichwohl konnten die Garoghlanians, wie gesagt, nicht darauf verzichten, einen Redner hervorzubringen. Es erwies sich, daß mein kleiner Vetter Dikran dieser Garoghlian war.

Von Anfang an war dieser Knabe einer jener sehr aufgeweckten Jungen, die sehr wenig wirklichen Verstand und gar keinen Humor haben, dazu die unwürdige und beleidigende Anschauung, alles Wissen kommt von außen, besonders beleidigend für die Garoghlanians, die seit Jahrhunderten ihre Weisheit auf natürliche Art, nämlich von innen her, erlangt hatten. Der Alte prahlte damit, daß jeder wirkliche Garoghlian einen Schwindler auf den ersten Blick durchschauen könnte und den angeborenen gesunden Menschenverstand besitze, der ihm sage, wie er mit dem Mann umzugehen habe.

„Wenn du einen Mann siehst, der sich hinter seinem Gesicht verbirgt, so wisse, daß ihm nicht zu trauen ist“, sagte der Alte jeweils. „Er ist entweder ein Spion oder ein Schwindler. Wenn du aber einen Mann siehst, dessen Blick sagt: Bruder, ich bin dein Bruder, dann sei auf der Hut. Irgendwo trägt dieser Mann ein Messer auf sich.“ Es war nur natürlich, daß bei einer solchen Unterweisung, die nahezu mit der Geburt einsetzte, der gewöhnliche Garoghlian in einer weisen Erkenntnis der Welt und ihrer sonderbaren Bewohner aufwuchs. Der einzige Garoghlian aber, der da nicht mitkam, war der Vetter Dikran. Er war ein ausgesprochener Büchernarr, eine Menschenart, die der Alte tief verachtete,



es sei denn, er konnte eine deutliche Besserung im Charakter des Lesenden wahrnehmen; ein solcher konnte nur ein Kind sein, denn wer sonst läse ein Buch? Bei Dikran vermochte der Alte keine Besserung, sondern im Gegenteil nur einen unaufhörlichen Niedergang des Verstandes zu erkennen, bis er schließlich, als der Knabe elf Jahre alt war, erfuhr, Dikran sei der beste Schüler der Longfellow-Schule, der Stolz seiner Lehrer und ein vollendeter Vortragsredner.

Als die Mutter des Knaben dem Alten, der im Wohnzimmer auf dem Diwan lag, diese Nachricht überbrachte, drehte er sein Gesicht gegen die Wand und seufzte: „Zu schade. Welche Verschwendung. Was ist in den Jungen gefahren?“ „Wieso, er ist doch der beste Schüler der ganzen Schule“, sagte die Mutter.

Der Alte richtete sich auf und sagte: „Wenn du von einem elfjährigen Knaben hörst, daß er von fünfshundert Schülern der Beste sei, so mache dir nichts daraus. Um Gottes willen, in was ist er denn der Beste? Ist er denn nicht elf Jahre alt? Der Beste? Wer mag ein Kind mit einem so todernten Gefühl der Wichtigkeit beladen? Ich muß dir sagen, du bist eine schlechte Mutter gewesen, schicke den armen Jungen aus dem Haus ins Freie. Laß ihn mit seinen Vettern schwimmen gehen. Der arme Junge kann ja nicht einmal lachen. Und du kommst am Nachmittag hierher, um mir zu sagen, er sei der Beste. Geh hinaus.“

Gleichwohl schien es mir, als hänge der Alte an diesem sonderbaren Zuwachs in der Garoghlian-Familie. Bücherleser waren Narren, auch Redner waren es, aber auf alle Fälle war unser Bücherleser und Redner keineswegs einer der alltäglichen Bücherleser und Redner. Er war unter

allen Umständen etwas Besonderes. Erstens war er jünger als die anderen, die glaubten, sie hätten vielerlei aus Büchern gelernt, und des weiteren sprach er ganz erheblich klarer als die anderen. Deshalb, und weil der Knabe offenbar entschieden seiner inneren Anlage folgte, wurde er von uns allen als der Gelehrte und Redner der Garoghlanians anerkannt. Und es wurde ihm erlaubt, seine Zeit nach Belieben zu verwenden und jede der ihm angeborenen Geistesgaben zu entwickeln.

Im Jahre 1920 kündigte die Longfellow-Schule eine Abendveranstaltung an, deren Programm lautete: 1. Gesang des Glee-Clubs, 2. Aufführung von Julius Cäsar, und 3. eine Rede von Dikran Garoghlian über das Thema: „War der Weltkrieg vergeblich?“

Zur angegebenen Zeit nahmen die Garoghlanians im Schulsaal Platz. Sie hörten sich den greulichen Gesang an, sahen die fürchterliche Aufführung von Julius Cäsar und lauschten hierauf dem einen und einzigen Garoghlian-Redner, Dikran, dem zweiten Sohn Zorabs. Die Rede war tadellos, packend, gut gesprochen, klug und schrecklich überzeugend. Die Schlußfolgerung lautete, der Weltkrieg sei nicht vergeblich gewesen, die Demokratie habe die Welt gerettet. Alle Zuhörer waren von Ehrfurcht erfüllt und klatsch-

ten der Rede wilden Beifall. Es war aber wirklich zu viel — für den Alten nämlich. Mitten im donnernden Beifall brach er in Lachen aus. Die Rede war in einem gewissen Sinne wirklich glänzend. Sie war zumindest die beste in ihrer Art, das heißt von diesen Übeln das geringste. Darin war sogar ein gewisser Grund von Stolz. An jenem Abend rief der Alte zu Hause den Jungen zu sich und sagte ihm: „Ich habe mir deine Rede angehört. Sie ist in Ordnung. Wie ich hörte, hast du über einen Krieg gesprochen in dem mehrere Millionen Menschen getötet wurden. Du hast bewiesen, wie ich hörte, daß der Krieg nicht vergeblich war. Eine so umfassende und schöne Erklärung wie diese darf nur von den Lippen eines elfjährigen Jungen kommen, von einem, der glaubt, was er sagt. Von einem Erwachsenen ausgesprochen, wäre das Entsetzliche einer solchen Bemerkung — das muß ich dir sagen — doch etwas zu viel, als daß ich es ertragen könnte. Fahre fort, die Welt aus den Büchern zu erforschen, und ich bin sicher, wenn du fleißig bist, und wenn deine Augen es aushalten, wirst du mit siebenundsechzig Jahren die erschreckende Torheit dieser Bemerkung erkennen, die du heute abend so unschuldig und in einem so rein klingenden Sopran-Englisch geäußert hast. In einem gewissen Sinne bin ich auf dich so stolz wie auf irgendeinen Angehörigen unseres Stammes. Jetzt könnt ihr alle gehen. Ich möchte schlafen. Ich zähle nicht elf Jahre. Ich bin siebenundsechzig.“

Alle standen auf und gingen hinaus, nur ich nicht. Ich blieb lange genug zurück, um zu sehen, wie der Alte seine Schuhe auszog, und um ihn seufzen zu hören: „Diese närrischen, wunderbaren Kinder einer närrischen, wunderbaren Welt!“

Wie läßt sich Lohnsteuer sparen?

Eine Übersicht über die wichtigsten Vorschriften für Werbungskosten, Sonderausgaben und außergewöhnliche Belastungen, zusammengestellt von E. Rösch-Saffran

Im Dezember wurden den Arbeitnehmern die Lohnsteuerkarten für 1963 zugestellt. Wer im kommenden Jahr voraussichtlich erhöhte Werbungskosten (über 564 DM im Jahr), erhöhte Sonderausgaben (über 636 DM) oder außergewöhnliche Belastungen hat, sollte sofort nach Zustellung der Lohnsteuerkarte beim Finanzamt die Ergänzung der Lohnsteuerkarte beantragen. Die Anträge können zwar auch im Laufe des kommenden Jahres gestellt werden, doch muß dann der Steuerzahler entsprechend länger warten, bis er zu seinem Geld kommt. Aufwendungen aus dem Jahre 1962, die noch nicht auf der Lohnsteuerkarte für 1962 berücksichtigt wurden, können im Lohnsteuer-Jahresausgleich 1962 geltend gemacht werden; die Frist für diese Anträge läuft jedoch am 30. April 1963 ab. Da die Aufwendungen nachzuweisen oder zumindest glaubhaft zu machen sind, empfiehlt es sich, die Belege zu sammeln und zusammen mit dem Antrag einzureichen.

Werbungskosten

Als Werbungskosten gelten alle Aufwendungen, die dem Erwerb, der Sicherung und der Erhaltung des Arbeitseinkommens dienen. Dazu gehören vor allem Aufwendungen für Arbeitsmittel, wie Werkzeuge, typische Berufskleidung, Fachbücher und Fachzeitschriften sowie Berufsbildungskosten (Gesellen- und Meisterprüfung, Besuch von Fachlehrgängen und Vorträgen). Heimarbeiter können Aufwendungen für Arbeitsmittel bis zu 20 DM monatlich absetzen, falls keine höheren Werbungskosten nachgewiesen werden und keine steuerfreien Heimarbeiter-Zuschläge gezahlt werden. Als Werbungskosten zählen auch Beiträge zu Berufsverbänden (Gewerkschaften), Reisekosten, die nicht vom Arbeitgeber erstattet werden, Umzugskosten, soweit der Umzug beruflich bedingt ist (Wechsel des Arbeitgebers, Verlegung der Arbeitsstätte), und Arztkosten bei typischen Berufskrankheiten.

Abgesetzt werden können auch die Fahrtkosten zwischen Wohnung und Arbeitsstätte. Bei Benutzung eigener Kraftfahrzeuge werden hier je Kilometer Entfernung zwischen Wohnung und Arbeitsstätte folgende Pauschalsätze gewährt: Für Kraftwagen 0,50 DM, für Kleinstkraftwagen bis 500 Kubikzentimeter 0,36 DM, für Motorräder und Motorroller 0,22 DM und für Mopeds 0,12 DM. Sie können jedoch nur für eine Fahrt je Arbeitstag beantragt werden. Neben dem Kilometergeld können als Sonderausgaben die halbe Prämie der Kraftfahrzeug-Haftpflichtversicherung und die Hälfte der Zinsen (nicht aber Tilgungsbeträge) für das auf Abzahlung gekaufte Fahrzeug berücksichtigt werden.

Arbeitnehmer, die in mehreren Dienstverhältnissen mit mehreren räumlich getrennten Arbeitsstätten stehen, sowie Vertreter und alle Arbeitnehmer, deren

Kraftfahrzeug als Arbeitsmittel anzusehen ist, können anstatt der Pauschalsätze die tatsächlichen Fahrtkosten, also auch die Kosten für mehr als eine Fahrt täglich durch Einzelnachweis geltend machen. Das gilt auch für Arbeitnehmer, deren tägliche Arbeitszeit vier Stunden und länger unterbrochen ist. Führt ein Arbeitnehmer auf ärztliche Anordnung zur Mittagsruhe nach Hause, so können die Aufwendungen für diese mittäglichen Heimfahrten als erweiterte Krankheitskosten (außergewöhnliche Belastung) berücksichtigt werden.

Für Arbeitnehmer, die aus beruflichen Gründen täglich mehr als zwölf Stunden von zu Hause abwesend sind, und für Stadtreisende (Platzvertreter) in Städten mit mehr als 200 000 Einwohnern werden als Mehraufwand für Verpflegung täglich 1,50 DM gewährt. Bei beruflich bedingter doppelter Haushaltsführung werden bei einem jährlichen Gesamtarbeitslohn bis zu 9000 DM täglich 8 DM und von mehr als 9000 DM täglich 10 DM als Mehraufwand anerkannt (für 1962 lauten die entsprechenden Beträge auf 6500 DM sowie 5 oder 8 DM). Abzugsfähig sind hier ferner die Kosten der Unterkunft am Arbeitsort



(Miete) sowie die Kosten für monatlich zwei Heimfahrten.

Sonderausgaben

Als Sonderausgaben in voller Höhe abzugsfähig sind gezahlte Kirchen- und Vermögenssteuern, Renten, Teilzahlungszuschläge und Zinsen für jede Art von privaten Schulden, die mit keiner Einkunftsart zusammenhängen. Für ein auf Kredit gekauftes Fahrzeug sind die vollen Zinsen abzugsfähig, sofern kein Kilometergeld verlangt wird. Die für einen Aktien-erwerb auf Kredit gezahlten Zinsen können nur bis zur Höhe der aus den Aktien erzielten Erträge verrechnet werden; höhere Zinsen sind auch nicht als Sonderausgaben abzugsfähig. Spenden für mildtätige, kirchliche, religiöse und gemeinnützige Zwecke können bis zu fünf Prozent des Arbeitslohns und Spenden für staatspolitische und wissenschaftliche Zwecke bis zu weiteren fünf Prozent des Arbeitslohns abgesetzt werden.

Nur begrenzt abzugsfähig sind Beiträge für alle Personenversicherungen, wie Sozialversicherung, Krankenkasse, Sterbekasse, Unfall- und Haftpflichtversicherung, dagegen nicht für Sachversicherungen, wie Feuer- oder Hausratsversicherung. Die Beiträge zur Kraftfahrzeug-Haftpflichtversicherung können als Sonderausgaben voll abgesetzt werden, wenn kein Kilometergeld beansprucht wird. Begrenzt abzugsfähig sind auch Beiträge für Bausparkassen, sofern keine Wohnungsbauprämie bezogen wird (Vertragsdauer fünf Jahre, bei Vertragsabschlüssen nach dem 8. März 1960 mindestens sechs Jahre). Alle diese begrenzt abzugsfähigen Sonderausgaben können jedoch nur bis zur Höhe von 1100 DM im Jahr, wenn der Arbeitnehmer verheiratet ist bis zu 2200 DM

und für jedes Kind, für das ein Kinderfreibetrag gewährt wird, bis zu 500 DM im Jahr voll abgesetzt werden. Sind die tatsächlichen Sonderausgaben höher, so kann der überschüssende Teil nur zur Hälfte und höchstens bis zu 50 Prozent des voll abzugsfähigen Betrags (Grundbetrags) berücksichtigt werden. Für Personen, die vor dem 1. September des Kalenderjahres 50 Jahre und älter waren, verdoppeln sich diese Höchstbeträge. Außerdem sind Beiträge für die Zukunftssicherung (Sozialversicherungs- und Lebensversicherungsbeiträge, nicht aber Bausparkassenbeiträge) bis zu 500 DM jährlich – bei der Zusammenveranlagung von Ehegatten bis zu 1000 DM jährlich – vorweg, also ohne Einrechnung in die oben genannten Höchstsätze, abzugsfähig; dieser Betrag vermindert sich jedoch um die vom Arbeitgeber geleisteten Pflichtbeiträge zur Sozialversicherung.

Außergewöhnliche Belastungen

Neben den allgemeinen Kinderfreibeträgen wird für jedes Kind, das wegen Schulbesuch oder der Berufsausbildung auswärts untergebracht ist, ein weiterer Freibetrag von 1200 DM jährlich als Ausgleich für diese außergewöhnliche Belastung gewährt. Bei Unterhaltsaufwendungen für mittellose Personen (bedürftige Angehörige, studierende Kinder über 25 Jahre, geschiedene Ehefrau) gibt es ebenfalls einen Freibetrag bis zu 1200 DM jährlich, der sich um weitere 1200 DM jährlich erhöht, wenn der Unterhaltsbedürftige zur Ausbildung auswärts untergebracht ist. Für die Beschäftigung einer (ständigen) Hausgehilfin können jährlich 1200 DM abgesetzt werden, wenn eine der folgenden Bedingungen erfüllt ist: zum Haushalt gehören zwei Kinder unter 18 Jahren und beide Ehegatten oder der ledige Steuerzahler stehen in Arbeit; der Arbeitnehmer oder sein Ehegatte ist 60 Jahre alt; ein körperlich Hilfloser oder ein schwer Körperbeschädigter gehört zum Haushalt. Unter den gleichen Voraussetzungen können Aufwendungen für eine nur stundenweise beschäftigte Haushaltshilfe (Aufwartefrau) bis zu 600 DM jährlich berücksichtigt werden.

Bestimmte Freibeträge erhalten Flüchtlinge und Vertriebene (für die Dauer von drei Jahren), körperbehinderte Arbeitnehmer bei Minderung der Erwerbsfähigkeit um mindestens 25 Prozent sowie Arbeitnehmer mit bestimmten laufenden Hinterbliebenenbezügen. Ist der Arbeitnehmer und sein Ehegatte, der nicht von ihm dauernd getrennt lebt, vor dem 1. September des Kalenderjahres 70 Jahre oder älter, so gibt es einen Altersfreibetrag von 600 DM. Dieser Freibetrag verdoppelt sich, wenn beide Ehegatten zu diesem Zeitpunkt das siebzigste Lebensjahr vollendet haben.

Sonstige außergewöhnliche Belastungen werden um die zumutbare Eigenbelastung gekürzt, die je nach Familienstand und Einkommenshöhe zwischen zwei bis sieben Prozent angesetzt wird. Das gilt beispielsweise bei Aufwendungen für Krankheit, Unfall, Tod (Bestattungskosten). Die Aussteuer der Tochter kann unter bestimmten Voraussetzungen bis zu 8000 DM abgesetzt werden. Für Krankendiät können monatliche Pauschbeträge beantragt werden, die je nach Art der Krankheit zwischen 40 bis 75 DM liegen. Abzahlungsraten können als außergewöhnliche Belastung berücksichtigt werden, wenn die Schuld selbst als außergewöhnliche Belastung anzusehen ist und für sie eine Steuerermäßigung noch nicht gewährt werden konnte.

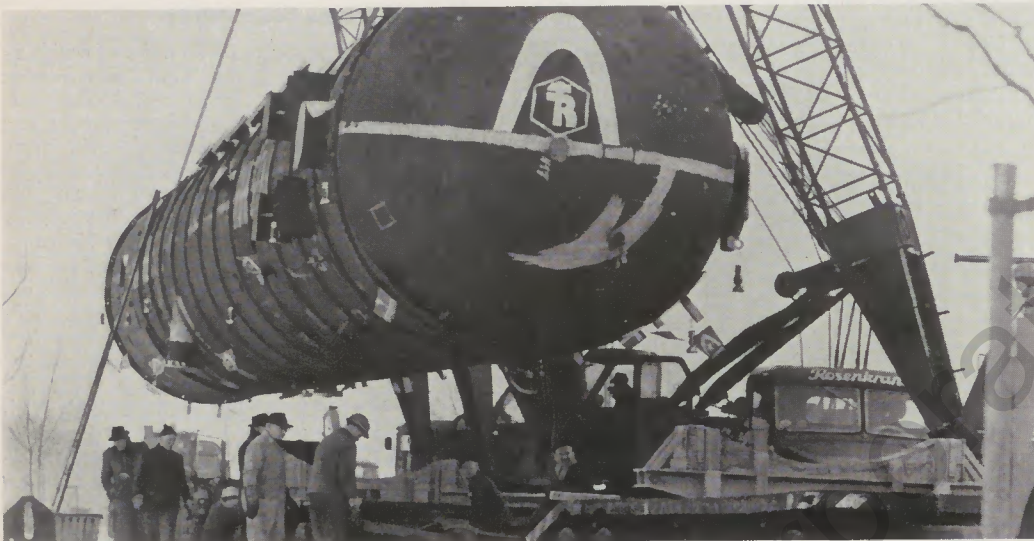
Führen erhöhte Abschreibungen nach Paragraph 7b des Einkommensteuergesetzes zu einem Verlust bei den Einkünften aus Vermietung und Verpachtung (beispielsweise von Eigenheimen), so kann der Hauseigentümer für diesen Verlust einen steuerfreien Betrag auf der Lohnsteuerkarte eintragen lassen.

Aus FAZ

Stählerner 'Lindwurm' kroch über die Autobahn



▲ 20. Februar: Beginn des Transportes zur Autobahn



▲ 21. Februar: Umladen an der Autobahn bei Schwerte



▲ 22. Februar: Montage der Hilfsachsen bei Siegburg



55 t schwerer und
31 m langer
Atmospheric-Tower
für Erdöl-Raffinerie
wurde auf Tiefladern
nach Kelsterbach
bei Frankfurt/Main
transportiert

Am 20. Februar gegen 22 Uhr war es soweit: Ein Stahlkoloß von rund 55 t Gewicht, 31 m Länge und 4,2 m Durchmesser rollte, gezogen von zwei schweren Zugmaschinen, aus dem Tor des Annener Gussstahlwerks, schwenkte elegant in großem Bogen in die Stockumer Straße ein und nahm schließlich im Fußgängertempo die beachtliche Steigung des „Annener Bergs“. Damit begann ein Unternehmen, dessen Start am 11. Januar gescheitert war und dessen erneute Planung einiges Kopfzerbrechen, wenn auch nicht technischer Art, bereitete. Wir wir bereits in der WZ 1/63 berichteten, war im Apparatebau des Annener Gussstahlwerks eine „Kolonne“ (Atmospheric-Tower) für die Erdölraffinerie Kelsterbach im Frankfurter Raum der Caltex gebaut worden. In solchen, aus großen Blechen geschweißten Kolonnen beginnt bei hohen Temperaturen der Aufbereitungsprozeß des Rohöls. Die „Kolonne“ aus Annen ist bei einem Inhalt von 266 cbm auf Drücke bis zu 13 atü und Temperaturen bis zu 344° C berechnet. Angesichts der ungewöhnlichen Abmessungen konnte die Bundesbahn den Transport nicht übernehmen, die Verschiffung auf dem Fluß- und Kanalnetz schied aus verschiedenen transporttechnischen Gründen ebenfalls aus, so daß schließlich nur die Möglichkeit eines Straßentransportes blieb. Der Transport wurde auf den 11. Januar festgesetzt, unterblieb aber, weil die Hydraulik des insgesamt sechssachsigen Tragschnabeltransporters vor dem Gewicht der „Kolonne“ kapitulierte.

◀ 23. Februar: Etappe Siegburg–Limburg



Der stählerne „Lindwurm“ unterwegs: Gegen Mittag am 23. Februar erklimmt er eine der zahlreichen Höhen des Westerwaldes

Zusammen mit der Firma Paul Rosenkranz KG war ein neues System des Transportes relativ schnell ausgeklügelt. Schnee und Glatteis sowie der langwierige Prozeß bei der Beschaffung der nötigen Ausnahmegenehmigungen verzögerte den Transport aber bis zum 20. Februar. Als der „Lindwurm“ dann den „Annener Berg“ emporkroch, ruhte er auf zwei Panzertrailern, umgebauten Panzertransportfahrzeugen, welche die nötige Bodenfreiheit garantierten. Ohne den geringsten Zwischenfall kroch der Transport langsam durch die Nacht, um Kurven, bergauf, bergab, entlang unter O-Bus-Fahrdrähten, die ein Turmwagen sorglich anhub. Gegen 3 Uhr, früher, als die kühnsten Optimisten gehofft hatten, erreichte die Kolonne mit ihrer Polizeibegleitung den Autobahnparkplatz nahe der Auffahrt Schwerte.

Früh am Morgen begann dann eine emsige Betriebsamkeit, die genaue „Generalstabsarbeit“ und eine bis auf den letzten Handgriff eingespielte Mannschaft verriet: Die „Kolonne“ wurde auf einen Spezialtieflader mit 12 hydraulisch gelenkten Pendelachsen für den Transport auf der Autobahn umgeladen. Drei mittelschwere Autokrane gingen längsseits, drei Stahlseile wurden um den Bauch der Kolonne geschwungen, angeschlagen, und während die Krane anhoben, rollte der Tieflader über die Autobahn heran. Als die Panzertrailer unter der „Kolonne“ weggezogen wurden, war der Spezialtieflader inzwischen für die Verladung vorbereitet worden. Unter dem Surren und Klicken der Kameras von Fernsehen und Presse senkten die Krane ihre Last, und am Nach-

mittag bereits stand der Transport wieder fahrfertig für die erste Autobahnetappe am nächsten Tag, die bis zur Raststätte Siegburg führte.

Hier begann wieder ein Umbau, der die Achslast den vielen Brücken im folgenden Abschnitt anpassen sollte. Im Apparatebau des Annener Gusstahlwerkes waren 8 Radsätze gebaut worden, von denen je zwei an einer sattelartigen, dem Kesseldurchmesser angepaßten Traverse befestigt waren. Die Lager der Radsätze enthielten Ausgleich-Druckzylinder, die bei einem Betriebsdruck von 180 atü den Achsdruck auf 10,9 t verringerten. Diese Anlage wurde von einem Führerhäuschen des Tiefladers bedient, von wo aus auch die Achsen hydraulisch gelenkt wurden.

Gegen 7.30 Uhr am Sonnabend leitete das Begleitkommando der Polizei den Autobahnverkehr auf Überholspur, und der Geleitzug setzte sich wieder in Bewegung. An der Spitze die zwei Zugmaschinen mit der „Kolonne“, dahinter Kranwagen, Werkstattwagen, Lkw mit Mastschüssen, Streugut und Geräten.

Trotz dieses außergewöhnlich großen „Verkehrsteilnehmers“ wurde der Schnellverkehr auf der Autobahn erstaunlich wenig beeinträchtigt. Nur wenn ein Lkw an einer Steigung langsam überholte, bildeten sich mitunter Schlangen, die sich aber ebenso schnell wieder auflösten. Gegen Mittag wurde dann der Transport am Rasthof „Ferntal“ von dem nordrheinisch-westfälischen Polizeikommando an die Kollegen von Rheinland-Pfalz übergeben. Nach der Überprüfung der Achsdrücke und einer kleinen Pause begann dann eine Etappe, in der einige kleine Brücken

es nötig machten, daß die „Kolonne“ „gespißt“, d. h. an einem 20 m langen Stahlseil über die Brücke gezogen werden mußte. Die Tragfähigkeit der Brücke ließ zwar die Kolonne mit ihrer relativ geringen Achsenlast, nicht aber noch das Gewicht der Zugmaschinen zu. Am späten Nachmittag kam der Schwertransport an die Limburger Autobahnbrücke. Aber auch das Spillen an einem 80 m langen Seil von Pfeiler zu Pfeiler verlief völlig glatt, ebenso wie der Rest der Fahrt zur Autobahnabfahrt Kelsterbach. Hier wurde die „Kolonne“ wieder auf die Panzertrailer der ersten Etappe umgeladen, und traf dann am 25. Februar nachmittags völlig plangemäß an der Baustelle Kelsterbach der Caltex-Ölgesellschaft ein.

Gewiß, der technische Aufwand für diesen Transport war beträchtlich: Drei Zugmaschinen mit zusammen 600 PS, ein Spezialtieflader, zwei Panzertrailer mit der dazugehörigen Zugmaschine, ein Lkw mit Geräten und Streugut, drei Autokrane, ein Lkw mit Mastschüssen, ein Werkstattkombi mit Schweißanlagen für elektrisches und autogenes Schweißen, drei Begleitautos und 24 „Transportarbeiter“, dazu 6 weitere Mechaniker für die Montage der Hilfsachsen. Immerhin beweist aber die Tatsache des völlig glatten Verlaufs, daß auch außergewöhnliche Transporte bei guter Planung und Erfahrung mit einem Minimum an Behinderungen durchgeführt werden können und kaum Unsicherheitsfaktoren enthalten. Die Transportfirma Rosenkranz hat allerdings auch wirklich gute Arbeit geleistet und einfach an alles gedacht. Sogar an einen Kokskorb für die Arbeiter zum Wärmen während der Nacht.

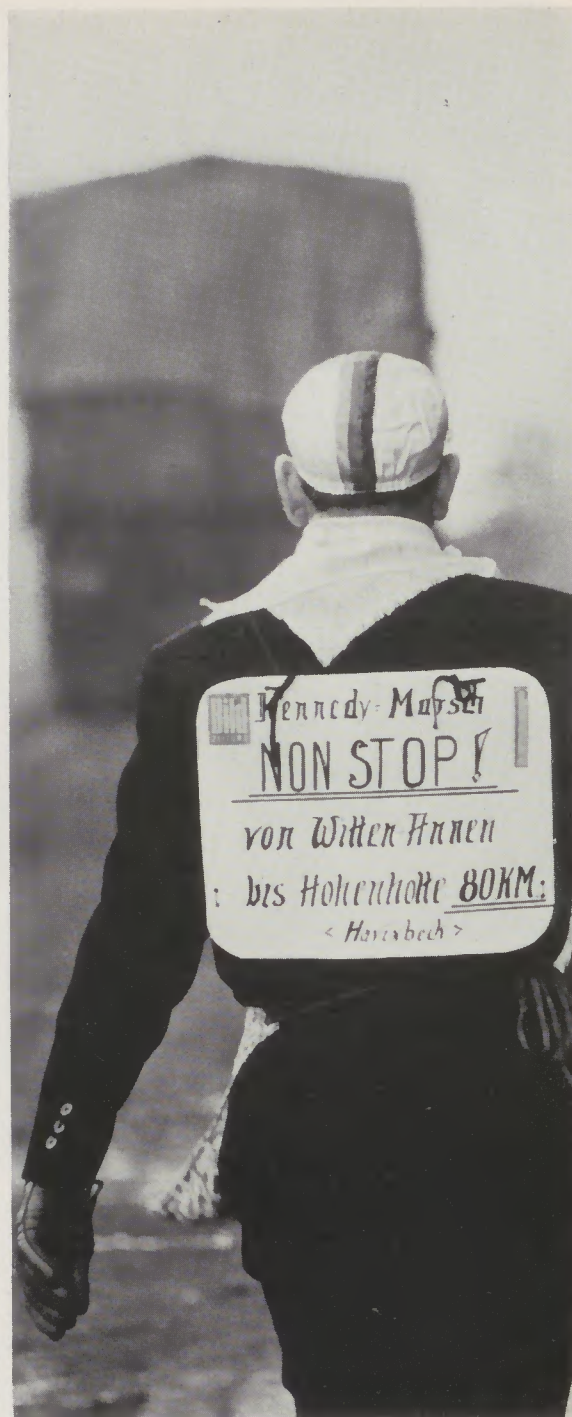
H. A.



Richard Wiertz: er lief...

80 km Nonstop ins Münster- land

Mitarbeiter des
Annener Gusstahlwerks
unternimmt „Härtemarsch“

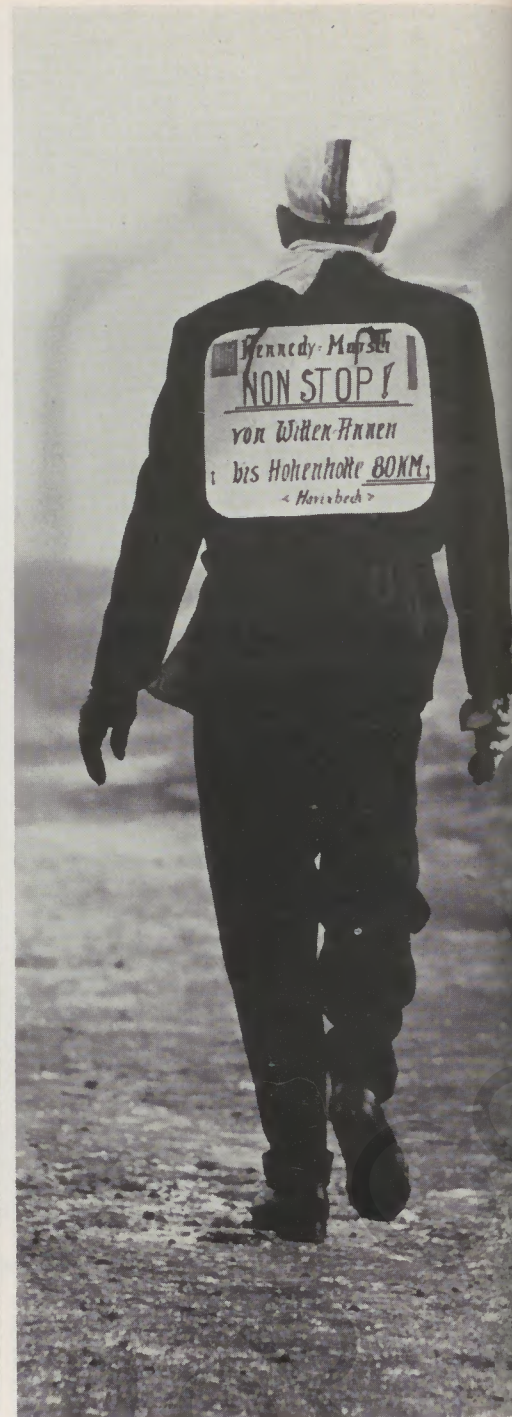


... und lief

Aus den Amerikanern, dem Volk der Autofahrer, ist eine Nation von Fußgängern geworden. Eine Bemerkung des amerikanischen Präsidenten John Fitzgerald Kennedy, er halte die Amerikaner für verweichlicht, brachte ein Volk auf die Beine. Warum nur gehört es augenblicklich in Amerika zum guten Ton, Blasen an den Füßen zu haben? Die Erklärung liegt in der atemberaubenden Tüchtigkeit der „Pionerväter“ und jener Vorfahren, die in unendlichen Märschen den „Wilden Westen“ eroberten. Im Abglanz jener Leistungen sonnt sich noch heute jeder echte Amerikaner und der „Pionierstolz“ ist wichtigster Teil seines Selbstbewußtseins. Deshalb mußte die Kennedy-Außerung Amerika ins Mark der Ehre treffen, und deshalb die vielen Blasen.

Was die Amerikaner können, läßt natürlich einen Europäer nicht ruhen, und so begann sich auch in Europa gar bald mancher Fuß zu rühren. Kaum wußte die allwissende „Bild“-Zeitung über geplante 80-km-Märsche im Hamburger Raum zu berichten, startete auch schon der erste Ruhrstahler zu seinem privaten „Härtemarsch“.

Verpflegungsbeutel aus geblütem Stoff umge-



... und lief

schnallt, auf Brust und Rücken ein Schild, das über Zweck und Ziel des Marsches aufklären sollte, stand der Mitarbeiter des Annener Gusstahlwerks Richard Wiertz (50) am 2. März, 6.59 Uhr, hinter der Tür seiner Wohnung Freiligrathstraße 38a. Die Zeit reichte gerade noch zu der Frage: „Was sagt denn Ihre Frau zu diesem Unternehmen?“, und der Antwort: „Die ist zur Erholung weg und weiß gar nichts davon!“, und schon startete Richard Wiertz, um sich auf der Annener Polizeiwache den Start bestätigen zu lassen. Um 7.11 Uhr ging er auf die Strecke.

Vor ihm lagen 80 km, die er ohne Rast zu bewältigen gedachte. Obwohl die Straßen nach morgendlich verschlafen waren, erregte das Erscheinen von Richard Wiertz doch einiges Aufsehen. Schulkinder liefen ein Stück mit, um jedes Wort auf dem Brust- und Rückenschild genau entziffern zu können, Milchbauern ließen ihre Kannen stehen, Bäcker und Gemüseleute eilten aus ihren Geschäften und etwas verschlafene Passanten starrten ihm nach wie einem Spuk.

Es war empfindlich kalt an diesem Sonnabendmorgen, und der Atem stand Richard Wiertz



... und lief

als kleine weiße Wolke vor dem Mund, als er um 7.34 Uhr am Crengeldanz scharf nach rechts in Richtung Langendreer abbog. Hinter Langendreer wurde die Strecke schwierig: Der Weg war mit ekligem Eisbuckeln überzogen. Fast wäre einer dieser Buckel dem Unternehmen zum Verhängnis geworden. Richard Wiertz rutschte aus, schlug hin, rappelte sich wieder hoch und setzte seinen Marsch leicht hinkend fort. „Ich dachte, ich wäre liegengeblieben“, kommentierte er seinen Sturz, an den ihn längere Zeit zwei Blutergüsse erinnerten. Von Rauxel ab hinkte Wiertz dann aus zweifachem Grund: Eine große Blase am linken Fuß machte ihm schwer zu schaffen, aber eisern marschierte er weiter. Über Henrichenburg, Datteln nach Olfen. Hier begann ihn eine Gruppe Zwölfjähriger zu begleiten. Schließlich machte Wiertz nach einigen Kilometern, die die Bürschchen gut mithielten, dem „Rattenfängerzug“ mit der Bemerkung ein Ende: „Ihr geht jetzt lieber nach Hause, sonst bekommt ihr Krach mit euren Eltern.“ Kurz darauf rutschte er zum zweitenmal auf einem Eisbuckel aus, rappelte sich wieder hoch und weiter ging der Weg über Bösenell nach Schabdetten.

Die Ernährung machte Wiertz einige Schwierigkeiten.



... und lief

Seine vorsorglich mitgenommene „Kraftnahrung“ konnte er nicht essen, weil ihm einfach die Spucke fehlte. So kaute er kilometerlang an einem Stückchen Brot, trank zuweilen einen Schluck Bier oder Underberg, und in der Gegend von Tillbeck war es auf einmal Abend und dunkel.

Eine Gruppe Mädchen, die er gegen 20 Uhr um den Weg nach Hohenholte fragte, rissen aus, als sei er der Leibhaftige gewesen. Erst aus sicherer Entfernung und auf nachdringliche Bitten meinten sie, es sei geradeaus noch eine gute Viertelstunde.

Um 20.20 Uhr, nach 13 Stunden und 15 Minuten Marsch, konnte sich Richard Wiertz die sechzehnte und letzte Bestätigung auf seinem Schild eintragen lassen und fiel dann ziemlich erschöpft bei seinen Verwandten ein.

Acht Tage später fragten wir den immer noch etwas maroden Wiertz, was ihn eigentlich zu dieser Kraftanstrengung getrieben habe. Die Antwort: „Ich wandere sehr gerne, und so 30-km-Läufe habe ich schon oft gemacht. Wie ich das von den Amerikanern las, dachte ich, das müßte man auch mal probieren. Meine Frau war aber dagegen, die sagte: „Richard, das ist einfach zuviel für dich.“ Und als sie zur



... und lief

Erholung weg war, dachte ich mir, du kannst es ja mal versuchen. Zuerst war das nur eine Idee, die mir kam, und ich wußte eigentlich noch gar nicht so genau, ob ich gehen sollte. Dann sagte aber meine Schwester, ein 80-km-Marsch, das wäre doch etwas, was ich schaffen müßte. Ich habe dann erzählt, daß ich so einen Marsch vorhätte, und habe das auch meiner Zeitung erzählt. Ich habe aber extra dazu gesagt, sie sollten das noch nicht bringen, und dann stand am Donnerstag auf einmal in der Zeitung, ich würde am Sonnabend einen 80-km-Marsch machen. Und da mußte ich ja auch marschieren. Mir war das nur ein bißchen unangenehm, weil ich gar nicht wußte, wie das Wetter war. Wenn ich gekonnt hätte, dann hätte ich das Unternehmen vielleicht noch eine Woche verschoben. Ich habe es ja dann auch geschafft. Aber es gehört verdammt viel Willenskraft und Energie dazu, nicht einfach unterwegs aufzuhören.“

Alle Hochachtung vor dieser Gewaltleistung. Trotzdem soll sie zur Nachahmung nicht empfohlen werden, denn eine Kraftanstrengung dieses Ausmaßes kann bei untrainierten Menschen, wie wir es letzten Endes alle sind, leicht zu einem Herzknecks führen.



Presswerke Brackwede

Gebesserte Unfall- situation trotz schwieriger Umstände

Auf dem Gebiet der Betriebsunfälle sind die Presswerke Brackwede seit Jahren eine Art Sorgenkind der Ruhrstahl, beträgt doch die Unfallquote je 1000 Beschäftigte mehr als das Doppelte der Henrichshütte. Gerechterweise lassen sich die Unfallzahlen von Hattingen und Brackwede schlecht miteinander vergleichen. Die betrieblichen Gegebenheiten sind zu verschieden, zudem wird der Unfallschutz in Hattingen seit 8 Jahren in einer Intensität betrieben, zu der naturgemäß nur eine hauptamtliche Abteilung in der Lage ist. Ein besseres Bild gibt ein Vergleich der Unfall-lage von Brackwede und dem Annener Guss-stahlwerk. In den Jahren vor der Einsetzung eines hauptamtlichen Sicherheitsingenieurs schwankte die 1000-Mann-Quote beider Werke zwischen 24 und 25. Wie wir in der WZ 2/63 berichteten, sank die 1000-Mann-Quote in Annen im ersten Tätigkeitsjahr des hauptamtlichen

Aufgabe des Sicherheitsingenieurs: Mündliche Werbung für Sicherheit am Arbeitsplatz

Sicherheitsingenieurs um mehr als 10 Punkte auf 14,2 im vergangenen Jahr. Wie sieht es in Brackwede aus?

„Eine ebenso rasante Senkung der Unfälle wie mein Kollege Huthwelker in Annen kann ich nicht vorweisen“, meint der Brackweder Sicherheitsingenieur Kronsbein dazu. „Ich möchte fast sagen, selbstverständlich konnte ich eine solche Senkung nicht erreichen, denn die Brackweder Verhältnisse sind etwas schwieriger. Bei uns in Brackwede kommen drei Faktoren zusammen, die sich ungünstig auf die Unfallage auswirken: Einmal sind die Platzverhältnisse in Brackwede in einigen Betrieben ziemlich ungünstig, zweitens darf man nicht die unwahrscheinlichen Belastungen übersehen, die der Umzug eines Produktionsbetriebes in eine neue Halle ohne Unterbrechung der Produktion mit sich bringt. Und zuletzt darf man auch die angespannte Produktionslage nicht vergessen.“ Ein Gang durch den alten Preßbetrieb bestätigte die Erklärungen des Sicherheitsingenieurs. Hier wird unter ständiger Terminnot gearbeitet und nur zu oft ist Improvisation das Gebot der Stunde. An manchen Stellen ist der Materialfluß unterbrochen, weil verschiedene Maschinen bereits in den neuen Betrieb umgezogen sind, Verstopfungen mit halbfertigem Material sind die Folge und bilden eine zusätzliche Unfallquelle. Trotz dieser Schwierigkeiten muß produziert werden, müssen Termine eingehalten werden, will man nicht die Aufträge verlieren. Wie weit in einer solchen Lage die Improvisationsfähigkeiten und die Einsatzwilligkeit der Mitarbeiter gehen kann, zeigt ein Beispiel, das sich am 9. Februar zutrug: Als an diesem Sonnabend die Verladekolonne nach langer Arbeitszeit nach Hause ging, aber noch unbedingt Material verladen werden mußte, bildete sich eine „akademische“ Ladekolonne aus Betriebsingenieuren und Mitarbeitern der Abteilung Verkauf und sorgte dafür, daß die Träger noch termingemäß das Werk verließen. Kein Mensch kann mehr als arbeiten, und wenn Vorgesetzte schon durch einen zeitweiligen technischen Ausnahmezustand überbeansprucht

werden, können sie sich nicht so um die Probleme des Unfallschutzes kümmern, wie sie sicher gerne möchten. Ganz bestimmt wird sich jedoch dieser Zustand im Laufe des Jahres grundlegend verbessern.

Wenn trotz dieser ungünstigen Begleitumstände die Unfallhäufigkeit um 16% von einer 1000-Mann-Quote von 23,8 in 1961 auf 19,2 im Jahre 1962 zurückging, ist das beachtlich, und wirft ein unerfreuliches Licht auf das wachsende Sicherheitsbewußtsein, das sicherlich nicht zuletzt der Aktivität der Unfallvertrauensleute zu verdanken ist. Für diese Tatsache spricht auch der Rückgang der Wegeunfälle. Ihr Sinken von 24 Unfällen im Jahre 1961 auf 17 Wegeunfälle 1962 entspricht fast genau dem 16prozentigen Rückgang der Arbeitsunfälle von 456 (1961) auf 383 im Jahre 1962. In der Unfallhäufigkeit rangieren die einzelnen Betriebe in folgender Reihenfolge:

Betrieb	durchschn. Belegschaft	Arbeits-Unfälle	1000-Mann-Quote
Bearbeitungs-betriebe B IV	143	59	34,5
Preßwerk B II	376	128	28,4
Elektro-schweißerei Elo	159	48	25,1
Behälterbau B I	128	37	24
Nebenbetriebe NB	170	32	15,6
Werkzeugbau WB	156	27	14,1
Lehrwerkstatt LW	75	9	10
Qualitätsstelle QS	72	6	6,9

Eine Bemerkung von Sicherheitsing. Kronsbein allerdings stimmt nachdenklich: „Rund 70% aller Unfälle im letzten Jahr waren Verletzungen der Hand, meist Schnittwunden an den Fingern, Zehenquetschungen und -brüche und Beinverletzungen.“ Verletzungen dieser Art entstehen meist durch unsachgemäßes Stapeln und Ablegen von Teilen, falsches Anschlagen von Lasten sowie Stolpern. Immer aber ist letzten Endes eine Unaufmerksamkeit am Arbeitsplatz mit im Spiel. Und was die leidigen Zehenquetschungen und Brüche anbetrifft, so hätten sie sich zum überwiegenden Teil verhindern lassen,



Werkarzt Überwachungs- untersuchungen

Neben den menschlichen und ärztlichen Problemen der Einstellungsuntersuchung ist die laufende Überwachung gesundheitsgefährdeter Belegschaftsmitglieder eine der wichtigsten und speziellsten werksärztlichen Aufgaben. In Zusammenarbeit mit der Gewerbeaufsicht, dem Staatlichen Gewerbeamt, den Berufsgenossenschaften und der Krankenkasse trägt der Werkarzt hier eine ganz besondere Verantwortung. So wurden 1962 mehr als 1000 Überwachungsuntersuchungen durchgeführt. Davon waren 576 Bleiuntersuchungen, 200 Silikoseüberwachungs- und 195 Personaluntersuchungen bei Kranführer und Eisenbahnpersonal.

Die Gefährdung unserer Hochofenarbeiter durch Bleidämpfe und Bleistäube macht eine laufende 4wöchentliche Untersuchung notwendig. Durch spezielle Blutuntersuchungen kann frühzeitig erkannt werden, ob eine Blei-angiftung vorliegt. Durch geeignete Medikamente kann bei Gefahr eine beschleunigte Ausscheidung des Bleis aus dem Körper erreicht werden. In ersteren Fällen ist eine zeitweise Herausnahme des gefährdeten Belegschaftsmitgliedes aus dem „Bleimilieu“ notwendig.

Eine gute Funktion der Sinnesorgane ist bei vielen Berufsgruppen unseres Werkes Voraussetzung zur Vermeidung schwerer Unfälle. Allgemein bekannt ist die Tatsache, daß viele Unfälle durch Sehminderleistung entstehen. Eine laufende Überwachung unseres Eisenbahnpersonals in Zusammenarbeit mit Genehmigung der Bundesbahn ist deshalb notwendig. Farbensinn, Sehschärfe, Adaptionfähigkeit können mit modernen apparativen Methoden genauestens bestimmt werden. Zu dieser überwachten Berufsgruppe gehören weiterhin unsere Kranführer, Steuerleute und Fahrer werksgebundener Lkw und Pkw. Psychologische Testuntersuchungen ergänzen diese ärztlichen Überwachungsmaßnahmen.

Unsere durch Quarzstaub gefährdeten Belegschaftsmitglieder in der Eisengießerei, Stahlformgießerei und Bauabteilung (Ofenmaurer im Stahlwerk) unterliegen sowohl einer speziellen Einstellungs-Untersuchungspflicht als auch einer laufenden Überwachung. Hier erfolgen die Nachuntersuchungen im Auftrage der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft meist alle 2 Jahre, in bestimmten Fällen auch in kürzeren Abständen. Schwere Quarzstaublungenerkrankungen sind in den letzten Jahren dank betrieblicher und technischer Staubverhütungsmaßnahmen recht selten geworden, wenn man von der Einstellung an leichter Silikose erkrankter Bergleute absieht. In der Zukunft ist bei weiterer technischer Vervollkommnung in der Bekämpfung der Staubentstehung durch Naßverfahren, durch Trennung des stauberzeugenden Arbeitsvorgangs vom dort tätigen Belegschaftsmitglied eine weitere Besserung im Silikoseproblem zu erwarten, zumal das Tragen von Staubfiltermasken wegen der Arbeitsbehinderung nicht die Ideallösung ist. Daran können auch Lohnzulagen nichts ändern. Tritt trotz aller Verhütungsmaßnahmen eine – meist leichte – Anstaubung der Lungen ein, so erfolgt in Zusammenarbeit mit den Berufsgenossenschaften eine sofortige Herausnahme des gefährdeten Belegschaftsmitgliedes aus der Staubatmosphäre. Der durch Arbeitsplatzwechsel bedingte Lohnausfall wird dann entweder durch eine Übergangsrente oder bei Vorliegen einer meldepflichtigen und entschädigungspflichtigen Berufskrankheit durch eine Dauerrente der Hütten- und Walzwerksberufsgenossenschaft überbrückt bzw. ersetzt. Die arbeitsplatz- und berufsbedingte asthmatoide Bronchitis ist nach der 6. Berufskrankheitenverordnung ebenfalls meldepflichtig.

Eine regelmäßige halbjährliche Untersuchung aller in der Werkstoffprüfung mit Röntgenstrahlung tätigen Belegschaftsmitglieder gehört ebenfalls zu dem werksärztlichen Aufgabengebiet. Bleistift- und Filmdosimeter messen die Tages- und Monatsbelastung der Röntgenstrahlung am Arbeitsplatz. Auch hier ist bei einer ganz geringen Röntgenstrahlenbelastung, die weit unter dem zumutbaren Maß liegt, bis heute noch keine Röntgenschädigung festgestellt worden. In Zukunft wird bei der zunehmenden Anwendung radioaktiver Strahlen in Technik und Industrie ein weiterer Personenkreis auf unserem Werk genauestens überwacht werden müssen.

Im Lärmen und Stampfen der Hämmer und Maschinen, in der sengenden Strahlung glühender Blöcke muß das Sicherheitsgefühl des arbeitenden Menschen erhalten bleiben. Trotz aller Erfolge im Kampf gegen den Betriebsunfall und gegen die schleichende Berufserkrankung wird sich eine Gefährdung für Leib und Leben am Arbeitsplatz vorerst nicht vermeiden lassen. Vielleicht wird die Zukunft der automatischen Technisierung auch hier neben noch nicht überschaubaren sozialen und soziologischen Veränderungen für den Menschen im Betrieb Erleichterung und Gefahrenminderung bringen. Der Mensch wird aber wohl immer den Mittelpunkt ärztlichen Verantwortungsgefühls darstellen. Ihm müssen die Fortschritte in Technik und Wissenschaft besonders aber der ärztlichen Kunst zugute kommen. Trotz Raketen und Raumschiffen, trotz des Ansturms unserer und späterer Generationen auf die Sterne werden Gesundheit und Leben, Krankheit und Tod die unabänderlichen und bestimmenden Gesetze unseres Daseins bleiben.

Dr. med. B. Gruß, Heinrichshütte

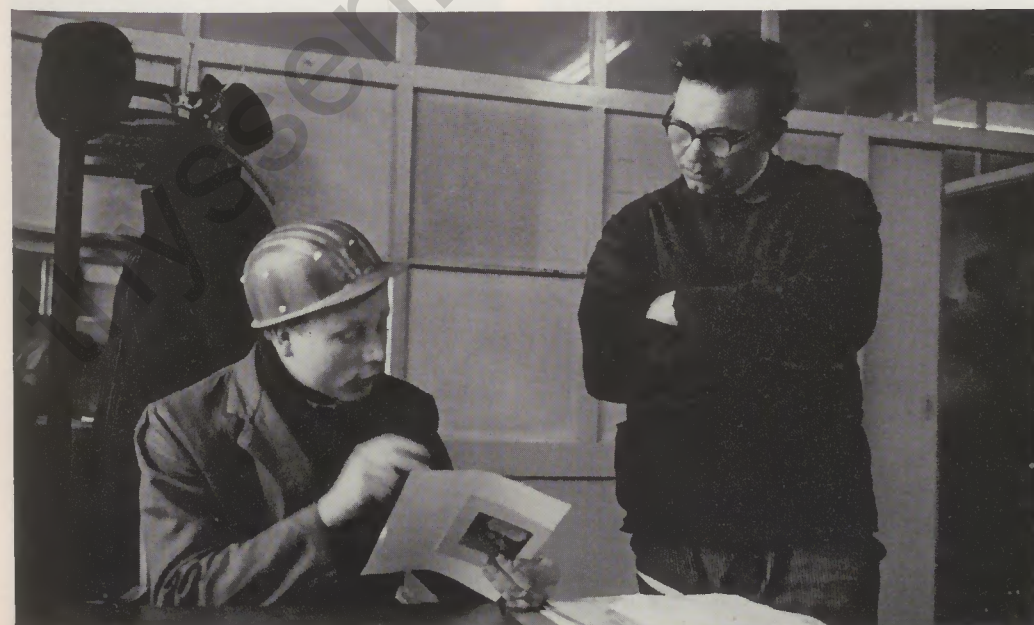
Aufgabe des Sicherheitsingenieurs: Betriebsbegehungen und Arbeitsplatzkontrollen

hätte der Betroffene nur die Sicherheitsschuhe mit Stahlkappe getragen. Gerade für das Entstehen dieser 70% Unfälle hat man in Brackwede bisher immer – sicherlich nicht ganz zu Unrecht – die Ungunst der Verhältnisse verantwortlich gemacht, wobei eigenartigerweise der Betrieb, der dieses Argument mit Recht für sich hätte in Anspruch nehmen können, noch nicht einmal an der Spitze der Unfallhäufigkeit stand. Die „Ungunst der Verhältnisse“ wird noch in der ersten Hälfte dieses Jahres beseitigt sein. Wenn der neue Preßbetrieb vollendet ist, wird er auch kritischen Ansprüchen hinsichtlich unfallsicherer Gestaltung genügen. Dann müßte sich eigentlich zeigen, daß die Unfallzahlen rapide absinken. Wenn nicht, dann kann man eigentlich nur zu dem Schluß kommen, daß es mit dem Sicherheitsbewußtsein mancher Brackweder Mitarbeiter noch etwas im argen liegt. Es gibt aber auch durchaus erfreuliche Beweise für ein wachsendes Sicherheitsbewußtsein. So wurden im vergangenen Jahr 717 Kopfschutzkappen gegenüber 128 im Jahre 1961 ausgegeben. Auch auf anderen Gebieten macht sich die Intensivierung der Unfallschutzarbeit durch einen hauptamtlichen Sicherheitsingenieur bemerkbar. So wurde Anfang 1962 mit der Bildung der betrieblichen Sicherheitsausschüsse begonnen. In regelmäßigem Turnus treten diese Ausschüsse zweimal monatlich zur Diskussion aller Unfallschutzprobleme zusammen. Alle neu eingestellten Mitarbeiter werden durch den Sicher-

heitsingenieur über die Gefahren und sicherheitstechnischen Besonderheiten ihres Arbeitsplatzes aufgeklärt und erhalten zur Stützung des Gedächtnisses einen Sicherheitslehrbrief und ein Aufklärungsblatt. Fast 300 neue Mitarbeiter versuchte Sicherheitsing. Kronsbein im vergangenen Jahr nach dieser Methode gegen Betriebsunfälle zu „impfen“. Auch die Kranführer werden seit August 1962 systematisch ausgebildet. Die praktische Unterweisung übernimmt der Kranführervorarbeiter, das theoretische Rüstzeug vermittelt der Sicherheitsingenieur. Nach bestandener Abschlußprüfung erhält der Kranführer einen Ausweis.

Fruchtbarstes Mittel im Einsatz gegen den Arbeitsunfall ist jedoch immer noch der persönliche Kontakt des Sicherheitsingenieurs mit den Belegschaftsmitgliedern bei Betriebsbegehungen und Arbeitsplatzkontrollen. Nur dauert es eben eine ganze Weile, bis man sich in einem Werk von 1600 Mitarbeitern mündlich „durchgeworben“ hat, zumal man die menschliche Vergeßlichkeit auch in puncto Arbeitssicherheit nicht unterschätzen sollte. Die Senkung der Unfallzahlen um 16% im letzten Jahr ist gewiß ein schöner Erfolg für Brackwede. In diesem Jahr jedoch sollten alle Brackweder Mitarbeiter den Ehrgeiz entfalten, aus dieser Senkung der Unfallquote eine ständige Entwicklung nach unten zu machen. Bei aktiverer Mitarbeit und Stärkung des Sicherheitsbewußtseins jedes einzelnen Mitarbeiters müßte das eigentlich möglich sein.

Aufgabe des Sicherheitsingenieurs: Belehrungen für neueingestellte Mitarbeiter



Wann wagt Bochum etwas?

Die ersten zwei Drittel der Spielzeit 1962/63 im Bochumer Schauspielhaus kritisch betrachtet

Eine gewisse Uniformität in den deutschen Theaterspielplänen war wohl für die Saison 1962/63 vorauszusehen. Das Hauptmann-Jahr – hundertster Geburtstag – forderte, daß allerorten Hauptmann gespielt werde. Die schwyzerischen Ausländer Frisch und Dürrenmatt hatten die deutsche Theaterliteratur erneut bereichert – jeder war mit einer wichtigen Produktion auf den Plan getreten, und das ist im anämischen Bereich des neuen deutschsprachigen Dramas ein Fest, das man feiern muß. „Andorra“ und „Die Physiker“ also füllten nebst Hauptmann die Theaterplakate. Daß die Bühnen im Rhein-Ruhr-Gebiet auch sonst empfindliche Anfälligkeit in gleichen Einfällen zeigten (Minna von Barnhelm, Iphigenie auf Tauris, Der Geizige, Ein besserer Herr, Endspurt), mag respektable Gründe haben, schön ist es nicht und schon gar kein Aushängeschild für eine potentiell fruchtbare und farbige Theaterlandschaft. Die Musentempel des Reviere liegen zwar nur auf bessere Rufweite entfernt, aber mit der Verständigung scheint es nicht zu klappen. Hielte man sich wenigstens an die eigenen Spielplan-vorausschau. Darin verspricht z. B. Bochum das Attraktivste, zieht sich dann aber allzu oft ins Konventionelle zurück. Von originellen Novitäten ist die dortige Dramaturgie zwar begeistert, aber die Aufführungen läßt man sich zum allgemeinen Nachteil anderswo wegspielen. Warum?

In Hans Schallas Schauspielhaus sahen wir die ersten zwei Drittel der Spielzeit. Zwar blieb man uns trotz Ankündigung Hebbels „Judith“ und „Das Leben Eduards II. von England“, die Brecht-Historie, schuldig, zwei Dramen, die sich Bochum nicht entgehen lassen sollte und die von diesem Hause verlangt werden dürfen; zwar bot der Spielplan bis jetzt rangmäßig keinen Ersatz für diese Ausfälle. Aber was in Bochum versöhnt, ist die formale Geschlossenheit der Aufführungen und sind wirklich konzeptionelle Inszenierungen, oft genug jedenfalls.

*

Schallas „Andorra“-Inszenierung zur Eröffnung der Spielzeit war ein Musterbeispiel formaler und stilistischer Einheitlichkeit. Er ließ fast behutsam die Parabel spielen, weit entfernt von den Aufführungen, die hier den gewiß erschütternden Fall des Jungen Andri, das Stück gegen den Antisemitismus gaben. Hier war es also die Parabel von denen, die sich „ein Bildnis machen“ von ihrem Nächsten. Ein Bildnis, das sich durch Tatsachen nicht mehr korrigieren lassen will und zum verbrecherischen Vorurteil wuchert. Es ergab sich eine poetische Form epischen Theaters bei einem Stück, das selbst in Kortners Berliner Star-Aufführung nur eine realistische Interpretation fand. Schalla rettete mit seiner dem Text, der Modellhandlung und ihrer Folgerichtigkeit vertrauenden, untheatralischen Auffassung vor allem den von Hause aus zwiespältigen Stückschluß: die Judenschau, sonst eine formbrechende Staatsaktion, wird in Bochum, auf die knappe Hälfte verkürzt, zum bloßen Vollzug dessen, was – viel abgründiger – längst vorbereitet ist. Der vom lieblosen Vorurteil gerichtete Andri ist schon verloren, ehe die feindlichen Soldaten ihn liquidieren.

Aus der zeitlichen Entfernung bleibt diese Aufführung als großer Eindruck haften, als echte Ensemble-Leistung, hinter der die Einzeldarsteller zurücktreten. Neben den Trägern der Hauptrollen, Walter Riss (Andri), Erich Aberle (als Lehrer bisweilen zu theatralisch), Helga Siemers (Barblin) und Walter Uttendörfer (Arzt), ist jedoch Günter Arnswald zu nennen, dem in seinem „Jemand“ ein geradezu erschütternd typischer Mitläufer – kritisch, aber passiv, das Vergessen fördernd – gelang.

Bei dieser Aufführung fiel eigentlich nur die Presse durch. Man sah einen ungewohnten, einen stillen, einen „erzählenden“ Schalla und lehnte ihn ab, statt ihm Mut auf diesem Weg zu machen. Wir möchten von dieser, noch unbekannten Seite des Bochumer Hausherrn bald einen Brecht sehen.

„Andorra“: Eine Parabel lieblosen Vorurteils



„Die Physiker“: Die Welt, auswegloses Irrenhaus



Eine große Entdeckung im Bochumer Spielplan bedeutete „Das Fossil“ von Carl Sternheim, eine Art Tragigroteske aus den zwanziger Jahren, die zu dem Zyklus „Aus dem bürgerlichen Heldenleben“ gehört und bei ihrer ersten und einzigen Aufführungsserie im Jahre 29 ohne Widerhall geblieben war. Daß dieses Drama dem Theater wiedergewonnen wurde – und zwar mit einem außergewöhnlichen und weitreichenden Erfolg –, ist vor allem dem Regisseur Franz Reichert zu danken. Er mied den Fehler, Sternheims prachtvolle Telegrammsprache auf einen expressionistischen Tonfall zu drillen. Er gönnte den Schauspielern Zeit – Zeit, die der Zuschauer zum Verständnis eines derart skelettierten Stils braucht. Die Handlung spielt 1923 auf einem preußischen Landsitz. Ihre Konflikte ergeben sich aus dem Zusammentreffen des fossilen Generals a. D. Traugott von Beeskow, des Prototyps aller Reaktionären, mit dem Rußlandheimkehrer Ago, einem ironisch gesehenen „Edelkommunisten“ und utopischen Weltverbesserer, und einer ins Moderne gewandelten Minna von Barnhelm, der Generalstochter Ursula. Wo Traugott das Alte (nicht nur das schlechte Alte) festhalten, wo Ago das Revolutionäre, Neue (und manchmal Fragwürdige) um jeden Preis durchsetzen will, findet Ursula die Synthese, von der lebendigen Realität ausgehend und ohne den Fanatismus der Männer. Sie überwindet den geliebten Ago, aber als beide als „neue Menschen“ aufbrechen wollen, fallen sie unter den Kugeln des alten Reaktionärs. Das Stück wird zum Modellfall.

Claus Clausens General mied richtig jede Karikatur und wuchs zu gefährlicher Größe, weckte sogar düstere Sympathien. Manfred Heidmann als Ago setzte bei aller sprachlichen Prägnanz die ironischen Lichter, mit denen Sternheim den fanatischen Eifer dieser Figur versehen hat. Sternheim-Sprecher wie Clausen und Heidmann sind heute mit der Lupe zu suchen. Auch Elke Twisselmann fehlte nur bisweilen die Konsequenz, jeden Mittelweg zwischen kühler Leidenschaft und konventioneller „menschlicher“ Darstellung zu umgehen. Ein Paar von hinreißender Komik am Rande: Giselheid Hönsch und der begabte Anfänger Ulrich von Bock als Beeskow-Enkel mit Dolce-vita-Ambitionen, Großvaters groteske Attacken auf der Schaukelstute schamlos verlachend.

*

Zum Gedenken an Hauptmanns hundertsten Geburtstag wählte das Schauspielhaus Bochum als einziges Theater der Bundesrepublik „Die Weber“. Hungersnot und Armut liegen für den heutigen Zuschauer offenbar schon so weit

„Ein besserer Herr“: Aktuelle Gaunerkomödie





„Dantons Tod“: Das Drama vom Teufelskreis aller Revolutionen, die alte Unterdrückung im Namen einer neuen Gerechtigkeit fortsetzen

außerhalb der Vorstellung, daß er es schwer hat, ein solches Milieu als Bild, als Ausdruck einer Welt von Unfreiheit und Unterdrückung zu sehen. So ging Hans Schallas Inszenierung den überzeugenden Weg einer gewissen Abstraktion. Es gab keine Akzentuierung realistischer Details. Die Aufführung wurde zur szenischen Ballade, zum fernen Gedicht, das nicht auf Aktualisierung aus war. Gerade dadurch enthüllte sie das Stück als zeitlose Dichtung, als vielleicht wesentlichste Hinterlassenschaft Hauptmanns; es geht nur vordergründig (und für uns passé) um soziale Probleme, im wesentlichen aber um religiöse: der Abfall von Gott und seiner Ordnung bei den Reichen, aber auch der tragische Irrweg der gewaltsamen, zerstörerischen Rebellion bei den Webern stehen der archaischen Glaubensgröße des alten Hilde gegenüber.

*

Faszinierender eigentlich als Dürrenmatts „Physiker“ ist das Buch Robert Jungks „Heller als tausend Sonnen“, das bei dieser Komödie zweifellos Pate gestanden hat. Dürrenmatt zieht in seinem Stück die Schlußfolgerung, die die sachliche Reportage Jungks über den Weg zur Atombombe aufdrängt: er sperrt seine Physiker ins Irrenhaus, sozusagen in Selbstbeschränkung, um den Militärs und Politikern aus den Fängen zu kommen. Aber die Welt ist schon ganz und gar ein Irrenhaus geworden, aus dem es für keinen mehr ein Entrinnen gibt. Das ist Dürrenmatts harter Knalleffekt. Und dies: daß alles, was einmal von menschlichen Hirnen gedacht wurde, immer wieder gedacht werden kann. Es nützt also nichts, schon die Pläne der verheerenden Erfindungen zu vernichten, sie werden eines Tages neugemacht werden.

Die unaufdringliche Regie des jungen Schweizer Regisseurs Erich Holliger ließ den Schauspielern offenbar und hier sehr zum Vorteil des Ganzen genutzte Gelegenheit zur Entfaltung. Manfred Heidmann spielt den genialen Physiker Möbius, der, um seine Erfindungen zu verbergen, in ein Sanatorium für Geistesranke geflüchtet ist. Den vorgetäuschten Wahnsinn charakterisiert er vor allem mit sprachlichen Mitteln ohne komödiantische Mätzchen. Die beiden Agenten aus Ost und West auf Möbius' Fährte, als Einstein und Newton ebenfalls Irre markierend, dürfen vom Stück her mehr Komödie spielen. Die erste Hälfte des ersten „Physiker“-Aktes ist nicht besonders erregend. Kann man den Kriminalkommissar, der die geheimnisvollen Morde an den Krankenschwestern behandelt, nicht wie in Bochum mit einem Schauspieler von den Qualitäten Hans

Schloszes besetzen, soll man – ernsthaft! – die Finger davon lassen.

*

Deutsche Aufführungen von Molière-Stücken sind immer wieder problematisch. Seit Goethe davon sprach, diese Komödien grenzten ans Tragische, inszeniert man sie hierzulande meist zu schwer. Oder man beherzigt den Grundsatz, das Publikum solle in der Komödie jedenfalls lachen, und rutscht dann allzu leicht in derbe Lustspielbereiche. In Bochum fand Hans-Joachim Heyse's Einstudierung des „Geizigen“ eine legitime Form. Nicht psychologische Situationen und Kabinettstückchen ließ der Regisseur spielen, er spürte vielmehr dem Auf und Ab des Sprachrhythmus nach, der glänzenden Suada von Reden und Widerreden, paßte ihrer Dynamik das optische Arrangement an – und eine fast tänzerische Gestik. Solche Anmut – auch wenn die Akteure bis auf die junge Marlies Hoffmann-Berolin sich etwas schwer darin taten – stand der Gegenwelt zur Schulle des Geizes: der Welt der jungen Leute und der Liebe sehr gut an. Im Mittelpunkt jedoch Claus Clausen als Harpagon (der Name bedeutet übrigens soviel wie „Enterhaken“), mißtrauischer Raffke und zugleich doch großbürgerlicher Bankier. Anders als die anderen liebt er nur seine Geldkassette und bricht bei ihrem Verlust zusammen wie gewöhnliche Menschen beim Verlust ihres Liebsten. Bei Clausen erschüttert dieser Zusammenbruch, erweckt Teilnahme – eine groteske Situation, die an die neueste Dramatik erinnert: vom Ausgangspunkt einer völlig verdrehten Wertskala werden völlig normale Konsequenzen gezogen. Überhaupt ist schon Molières Welt nicht weniger heillos als die der Modernen. Seine Happy-Ends sind holde Täuschungen auf Zeit. Der Vorhang fällt gleichsam in der Stille zwischen zwei Stürmen. Keiner ist bekehrt oder von seiner Leidenschaft geheilt, der Geizige gibt einer lebenswürdigen Erpressung nach, um seine Kassette zurückzugewinnen. Er wird sich nicht ändern. Es bleibt alles beim alten.

*

Die Wahl für das Silvesterstück fiel in Bochum auf Walter Hasenclevers Bestseller „Ein besserer Herr“. Diese „Gauerkomödie“ nimmt die Cleverness der zwanziger Jahre aufs Korn. Der bessere Titelherr überträgt das freimarktwirtschaftliche Prinzip von Angebot und Nachfrage auf den Markt der legitimen Liebe, auf den Heiratsmarkt. Er liefert in seiner Person die infolge Frauenüberschusses begehrte Liebe und kassiert dafür handgreifliche Werte – neue Sachlichkeit in der Liebe. Die nette Schlußpointe: das Geschäft stimmt zwar, selbst aus der Pleite gibt es einen gewinnbringenden Aus-

weg, denn was im seriösen Geschäft moralisch ist, muß auch im Liebesgeschäft moralisch sein, aber in amore, zu deutsch: in der wahren Liebe muß Hirn vor Herz kapitulieren. Das Stück ist eher noch aktueller geworden, weil die Zeit seine Wahrheiten bestätigt hat.

PS. Wer könnte heute so schreiben wie Hasenclever! Man sah in Bochum zweimal Asmodi, nicht immer ganz glücklich. Aber immerhin, er wäre so was ...

Hans-Joachim Heyse inszenierte im frech-fröhlichen Charleston-Stil (die musikalische Pausenfüllung war manchmal weder dies noch das) mit Tempo und – wie hier genau richtig – ohne psychologische Begründung. So wurde das Unmögliche oder Unschickliche oder gar Himmelschreiende nach realen Vorbildern (aus anderen Branchen) völlig selbstverständlich. Schade nur, daß Hubert Suschka in der Titelrolle zu sehr den Gauner betonte. Der Gauner muß ganz Gentleman und dazu ganz Charme sein, dann geht Hasenclevers Ohrfeige an die Zeitgenossen auf: der Heiratsschwindler hat die gleiche Ehre wie der normale Wirtschaftspolitiker oder, noch böser: beide haben die gleiche Moral, nämlich keine.

*

Höhepunkt des Spielzeitablaufs bis hierher: Schallas Inszenierung von „Dantons Tod“. Zum zweitenmal in seiner Bochumer Intendantenzeit machte sich der Hausherr an dieses vielleicht grandioseste Drama der deutschen Literatur. Das erstmal – noch auf kleiner Behelfsbühne – gab es offenbar eine Demonstration der „Neuen Welle“, die Saladin Schmitts Bühnenstil ablöste: expressive Theaterkunst, Stakkato-Tempo, großer, leidenschaftlicher Ausbruch. Gegenüber dem, was man von der „Sensation“ jener ersten „Danton“-Inszenierung hört, muß die neue Aufführung – obwohl ohne sensationellen Widerhall – einen Fortschritt bedeuten auf Büchner hin. Der Verlust an Theatralisch-Revolutionärem kann der neuen Inszenierung nur als Gewinn angerechnet werden.

„Dantons Tod“ spielt während der Französischen Revolution, aber Büchner befürwortet die Revolution nicht ohne Vorbehalte. Er übersieht nicht den circulus vitiosus, in dem sich Intoleranz, Anspruch auf absolute Wahrheit und neue Unterdrückung an die alte im Namen einer neuen Gerechtigkeit anschließen. Büchners Menschen- und Geschichtsbild ist gezeichnet von der Kenntnis abgründiger Leidenschaften, die mit gutem Willen zu den seltsamsten Vereinigungen kommen. Alles artet aus in das Rollenspielen vor den anderen, das „Fratzenschneiden“. Was letzten Endes bleibt, ist das stumme Sich-in-die-Augen-Sehen zweier

Menschen, nicht die revolutionäre, nicht die nihilistische Phrase (die man Büchner nachsagen möchte). Sondern das phrasenlose einfache „Du“ zwischen den Menschen, das ehrliche „Wir wissen wenig voneinander“ Dantons zu Julie, gegen das sich zuletzt Julies „Du kennst mich“ durchsetzt.

Schalla hat weitgehend auf derartige Spannungen hin inszeniert. Der revolutionäre Jargon ist oft nicht mehr als „offizieller“ Text, ohne an Macht und Gefährlichkeit einzubüßen, doch die Wahrheit liegt woanders. „Wir müssen's wohl leiden“, sagte Lucile in wahnsinnig-hellsichtiger Erkenntnis (von Helga Siemers endlich einmal nicht als irre Ophelia überchargiert) angesichts dessen, was Menschen einander absichtlich oder von der Maschinerie des Geschehens gezwungen bereiten.

Hubert Suschka ist der Danton, vom unschuldig vergossenen Blut der Revolution genauso angekränkt wie von seiner Menschen- und Schicksalserfahrung. Ein überzeugender Danton, ließe er von der schon mehrfach praktizierten Unsitte willkürlicher Zäsuren, gerade bei einer so kunstvollen, diffizilen Sprache wie der Büchners. Sehr diszipliniert Manfred Heidmann als großer Gegenspieler Robespierre mit einer außerordentlich gefeilten Leistung, ein wirklicher Kontrahent, der die Argumente und die menschlichen Züge seiner Rolle nicht durch schauspielerische Extratouren gefährdet (und zudem für einen Robespierre wohl tuend gut aussieht).

Ganz originell Walter Uttendörfer als St. Just, genau wie seine Hauptszene. Die kalte Konsequenz seiner großen Rede, vorgetragen mit klarer Ruhe, läßt zunächst selbst die „Linientreuen“ in der Versammlung erstarren. Das Wort „Leichen“ fällt mit einem Lächeln. Das wechselnde Arrangement der Zuhörer während der Rede, die zögernd einsetzende Marseillaise am Schluß bis zum uniformen mächtigen Gesang sind eigenwillig, aber deutliche Parallelen zur Gegenwart.

Manche Passagen noch etwas theatralisch und äußerlich. Die Gefängnis-Szene, in der die Freunde ihre mehr tönenden als glaubhaften Gedanken über Sinn und Unsinn des Lebens austauschen, war oft zu laut und zu sehr auf Wirkung gestellt. Richtig wieder der Schluß dieser Episode: die Gefangenen fassen sich bei den Händen, sprechen ohne die Masken des Nihilisten, des Dulders, des Zynikers oder des Gläubigen. Überflüssig, hieran noch einmal die Marseillaise als Trauermarsch singen zu lassen.

Ansonsten viele schöne schauspielerische Leistungen, die die Stärke des Bochumer Chargenensembles bestätigen. Bleibt die Hoffnung, daß Schallas dritte Bochumer „Danton“-Inszenierung Bühner vollauf gerecht werde.

Eine große Spielzeit hatten die Bochumer Kammerspiele bis zum jetzigen Zeitpunkt. Am schwächsten Franz Reicherts Eröffnungspremiere der „Minna von Barnhelm“, ein Stück, dessen Humor Reichert, der heute zu den besten Regisseuren des deutschsprachigen Theaters gehört, nicht zu liegen scheint.

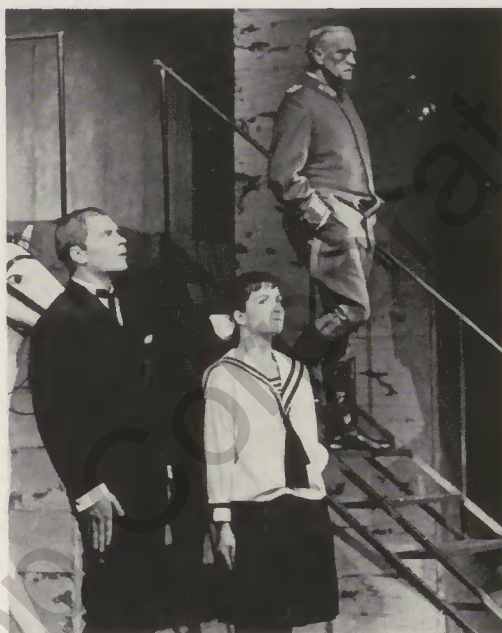
Eine subtile Kombination für einen Theaterabend ergab die Koppelung von Ionescos „Stühlen“ mit der (in dieser Spielzeit einzigen! Bochumer) deutschsprachigen Erstaufführung des Einakters „Der Mann mit der Blume im Mund“ von Pirandello, einem der wichtigsten Vorläufer des modernen Theaters. In beiden Stücken geht es um das tragische Vorbeileben am Leben. Die Blume am Mund von Pirandellos Titelfigur ist ein tödliches Krebsgewächs. Der vom Tode Gezeichnete sucht seinen Weg zwischen angestrengtem Sich-Ablenken und Einsicht, zwischen Hingabe an irgend etwas und Erkenntnis – zwischen Ausflucht und Annehmen seines Schicksals. Stefan Orlac spielt die Rolle intelligent, zwischen Melancholie, Sachlichkeit und Ausbruch pendelnd.

Ebenfalls in Hans-Joachim Heyeses Regie wurden Ionescos „Stühle“ zu einer „klassischen“ Inszenierung. Hier bewährte sich das schon bei „Warten auf Godot“ und anderweitig ange-

wandte Prinzip der Bochumer Dramaturgie, exemplarische Stücke der neuen Theaterliteratur erst nach der ersten Aufführungswelle zu spielen. Walter Uttendörfer und Liesel Alex füllten die komödiantischen Möglichkeiten ihrer Rollen – zweier Alter auf einem einsamen Turm im Meer – von der stupiden Albernheit bis zur farcenhaften Tragödie.

*

Bochums Bühnenbildner Max Fritzsche gehört zu den profiliertesten Vertretern seiner Branche. Daß er auch eine originelle Regie-Begabung ist, bewies er bereits in der vergangenen Spielzeit mit der Inszenierung von Montherlants „Kardinal von Spanien“. Diesmal studierte er O'Neills autobiographisches Kammerspiel „Eines langen Tages Reise in die Nacht“ ein. Werkdienlich schon die energischen Striche, die das Stück um mehr als ein Drittel verkürzen. Was übrigbleibt, ist kein psychoanalytisches Gemälde (wie vorher üblich), keine bloße Familiengeschichte mit Sondereinlagen für Schauspieler, sondern ein Drama von Menschen, die sich lieben und lieben wollen und sich immer wieder hassen müssen, zwischen Mitleid und Verachtung füreinander hin- und hergerissen. Das Familienschicksal



„Das Fossil“: Groteske um Reaktion und Utopie

O'Neills wird zum Schicksal menschlichen Zusammenlebens. Die Bochumer Besetzung entspricht so gut wie vollkommen den Personenbeschreibungen des Autors. Eleonore Zetzsche ist die jungmädchenhafte Mutter, rauschgift-süchtig auf doppeltem Schmerz, körperlichem und seelischem, wechselnd besorgt um den sensiblen jüngsten Sohn, den zynischen, versagenden älteren und um die eigene krankhafte Veranlagung. Erich Aberle, ihr Mann, berühmter Schauspieler, der einer gewinnbringenden Starrolle wegen seine eigentliche Berufung in den Wind schlug und seiner Familie aus (verständlichem) Geiz ein Zigeunerleben zumutet. Die beiden Söhne: Heinz-Theo Branding, der ältere, ein Zyniker, der über seinen Zynismus weint; Walter Riss, der empfindsame Bruder, noch voller Ideale und schon voll bitterer Erfahrung, Dichter O'Neills junges Ebenbild.

Soweit Bochums erste zwei Spielzeitdrittel. Inzwischen gab es Goethes „Iphigenie“ und Peter Ustinovs neuestes Stück „Endspurt“ im großen Haus sowie Montherlants Schauspiel „Brocéliande“ in den Kammerspielen. Hiervon und über die noch ausstehenden Inszenierungen – darunter Sartres „Kean“ für die Ruhrfestspiele – wird noch zu berichten sein.

Alles in allem bot Hans Schallas Theater einen guten Spielplan und teils sehr interessante Aufführungen, aber zu wenige Neu- oder Wiederentdeckungen. Wann wagen die Bochumer wieder etwas?

Atomzerfall - Zeituhr der Urzeit

Fortsetzung von Seite 14

lang haben sie einen Kupferhandel getrieben, der bis nach Florida reichte.

Die Radiokarbonmethode erlaubt Altersbestimmungen bis zu etwa 70 000 Jahren. Mit anderen radioaktiven Stoffen wie Uran, Rubidium- und Kaliumisotopen läßt sich jedoch auch das weit höhere Alter der Gesteine, ja der Erde selber feststellen.

Wie alt ist die Erde? „Die arme Welt ist schon fast 6000 Jahre alt“, schrieb Shakespeare in „Wie es euch gefällt“. Das war damals offenbar kirchlich sanktioniert, denn der anglikanische Erzbischof Ussher hat Mitte des 17. Jahrhunderts verkündet, die Erde sei im Jahre 4004 vor Christus erschaffen worden.

Wissenschaftliche Erkenntnisse zwangen den Menschen, seine Vorstellungen vom Alter der Erde zu berichtigen. Die Forscher erklärten, die Gesteine seien vielleicht Jahrmillionen alt. Um 1900 berechnete der irische Gelehrte Joly das Alter der Erde nach dem Salzgehalt der Meere. Nach seinen Angaben haben Ströme und Flüsse nahezu 100 Millionen Jahre gebraucht, das Salz ins Weltmeer zu spülen.

An diese Schätzung des Erdalters hat man sich gut ein Vierteljahrhundert lang gehalten. Um 1930 aber zeigten Entdeckungen auf den Gebieten der Geologie und Radioaktivität, daß man Jolys Zahl verzweifachfachen mußte. Die Erde, so hieß es nun, sei zwei Milliarden Jahre alt.

Neuerdings hat die Wissenschaft auch diese Zahl noch mehr als verdoppeln müssen. Messungen des radioaktiven Zerfalls von Stoffen, die in Gestein eingeschlossen waren, haben ergeben, daß das Sonnensystem und mit ihm die Erde rund viereinhalb Milliarden Jahre alt ist. „Mir scheint aber“, sagt der berühmte amerikanische Geologe Adolph Knopf, „daß wir jetzt aufhören können, immer noch ein Stück Zeit zuzulegen.“ Unsere neuen Erkenntnisse vom Alter der Gesteine ermöglichen es uns, auch das Alter des Lebens auf der Erde näher zu bestimmen. Schon in den ältesten bisher datierten Gesteinen finden sich versteinerte Algen. Außer diesen ultraprimitiven Lebewesen findet sich jedoch in den Gesteinen über einen Zeitraum von neun Zehnteln der Erdgeschichte so gut wie gar nichts. Fossilien höherstehender Lebewesen treten erst in dem großen geologischen Zeitalter des Paläozoikums auf, das vor rund 500 Millionen Jahren begann. Und erst in den allerletzten 500 000 Jahren – was für Mutter Erde die allerletzten Sekunden bedeutet – ist der Mensch auf der Bildfläche erschienen.

Berechtigter Nachdruck aus der Monatszeitschrift DAS BESTE aus READER'S DIGEST

Vom Sterben der Arten

Fortsetzung von Seite 15

großer Eier gefunden worden. Einige Jahre nach dem Krieg begannen Wissenschaftler des Museums von Aix-en-Provence mit der systematischen Untersuchung dieser Reste. Sie fanden so zahlreiche Eier – bis zur Länge von einem Viertelmeter – und so zahllose Schalenbruchstücke, daß dort allem Anschein nach insgesamt viele Millionen von Saurier-Eiern lagern müssen. Allerdings handelt es sich hier um die Eier von relativ „kleinen“ Arten, die wenig über acht Meter lang wurden.

Diese Eier haben die Riesenreptile vor etwa 60 Jahrmillionen, das heißt zum Schluß der Kreideperiode und kurz vor ihrem Verschwinden, in den warmen Sand Südfrankreichs gelegt. Jetzt entdeckten die beiden Untersucher in den jüngsten noch „eierführenden“ Schichten eine ganze Anzahl von anomalen Eiern, nämlich solche mit doppelter und sogar dreifacher Schale. Dies ist der erste Hinweis auf krankhafte Veränderungen, die an dem Organismus der Tiere kurz vor ihrem Aussterben aufgetreten sind. Bisher hat man zwar noch keine Deutung dieses Phänomens und dieser „Mißbildungen“ gefunden; aber die Wissenschaftler haben mit diesem Fund endlich einen ersten Anhaltspunkt für die Lösung eines der meistdiskutierten Probleme der Vorzeitbiologie und Geologie gewonnen.

Zu guter Letzt

Von Generation zu Generation

ALS ICH IN IHREM.
ALTER WAR, JUNGER
MANN, HATTE ICH
KEIN MOTORRAD,

UND ICH HABE MEIN
SAUER VERDIENTES
GELD

AUCH NICHT IN DIE
WIRTSCHAFTEN GE-
TRAGEN -



SONDERN EISERN
GESPART !

DANN HABE ICH
GEHEIRATET.

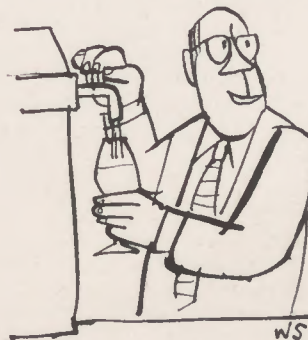
ALS MEINE FRAU STARB,
HABE ICH WIEDER AN-
GEFANGEN ZU
SPAREN.



MIT DEM ERSPARTEN
GELD -

HABE ICH MIR
DIESE KNEIPE
GEKAUFT,

DAMIT JUNGE LEUTE
WIE SIE HIER MAL
EIN ANSTÄNDIGES
BIER TRINKEN
KÖNNEN !



Chinesen besuchten Rheinstahl-Konzern: Im Rahmen eines sechs-wöchigen Informationsbesuches in der Bundesrepublik besuchte am 22. Februar eine Delegation der Eisen- und Stahlindustrie aus der Volksrepublik China die Heinrichshütte. Am Tage zuvor wurden erste Kontaktgespräche im Rheinstahl-Haus geführt. Die siebenköpfige Besuchergruppe, die vom stellv. Generalsekretär des chinesischen Metallurgienverbandes, Mr. Lu-Ta (2. v. l.), geführt wurde, gehörten Ingenieure und Metallurgen an. In den ersten zwei Wochen ihrer Informationsreise besichtigte die Delegation mehrere Werke des Rheinstahl-Konzerns.



Drei Goldjubilare zugleich geehrt: Zu einer Feierstunde besonderer Art wurde am 22. März die - auf Wunsch von Meister Wichert - gemeinsame Ehrung von drei Mitarbeitern des Walzwerks der Heinrichshütte, die im März ihr goldenes Arbeitsjubiläum begehen konnten. In Anwesenheit von Mitgliedern des Ruhrstahl-Vorstandes, der Werksleitung, der Betriebsleitung, der Sozialabteilung und des Betriebsrats würdigte Arbeitsdir. Dr. Ebers (unser Foto) die Leistungen und die Werkstreue der Arbeitsjubilare Meister Wichert, Vorarbeiter Otten und Auftragsverfolger Tholl. Ganz besonders stolz waren gewiß die Ehefrauen der Jubilare, die an der Feier teilnahmen.



Die Neuen kommen: In geschlossener Kolonne wurden die Lehrlingsaspiranten des Ostertermins 1963 vom Werkstor der Heinrichshütte zur Lehrwerkstatt geführt, wo sie im Rahmen einer kleinen Feierstunde mit wohlmeinenden, aber auch er-mahnenden Begrüßungsreden bedacht und mit ihren künftigen Ausbildern bekannt gemacht wurden. Welchen Eindruck die Worte von Dir. Stodt, des stellv. BR-Vorsitzers Unteregge und Ausbildungsleiter Dörner bei den Jugendlichen - 82 Anwärter auf gewerbliche Lehrstellen, 3 künftige technische Zeichnerinnen und 20 kaufmännische Lehrlinge und Anlernlinge - hinter-lassen haben, werden wir erst nach der Probezeit wissen.



Der Frühling naht mit - Ausgaben

Den unbekannten Verfasser der Redensart: „Der Frühling naht mit Brausen“ kann man leider heute nicht mehr fragen, ob er mit dem „Brausen“ allein die Frühjahrsstürme im Sinn hatte, oder ob er dabei auch an die Stoßseufzer aller verheirateten Männer angesichts der plötzlich auftretenden Garderobenwünsche ihrer Ehe liebsten dachte, jener Seufzer, die sich mit den Frühjahrsstürmen zu besagtem „Brausen“ vermischen. Unser Rücktitelfoto sei mitleidenden Geschlechtsgenossen als Trost zugedacht: angesichts der Tatsache, daß man Frühjahrswünsche auch auf den zur neuen Garderobe passenden Schmuck ausdehnen kann – wie das auf unserem Bild offensichtlich geschieht –, sollten sie sich wenigstens bei bescheidenen Wünschen glücklich schätzen und ohne Murren zahlen.

Foto: Hans Ahlborn